



Berlin, den 5. August 1901.

Der Zolltarif.

Su den Schwächen des geschickten und geschickten Mannes, der bis auf Weiteres Kanzler des Deutschen Reiches ist, gehört eine, die ihm — und uns — noch schlimme Tage bereiten kann: er ist, wie der Bürger in Norddeutschland sagt, empfindlich. Jeder Tadel ärgert ihn; vielleicht, weil er sich nicht sicher genug fühlt, um Zustimmung entbehren zu können; nicht sicher nach außen noch im eigenen Bewußtsein. Auf den Beifall der Masse müssen Minister heute verzichten; denn die Masse ist sozialdemokratisch oder mindestens in solchem Grade sozialkritisch gestimmt, daß sie der offiziellen Politik um keinen Preis zu gewinnen wäre. Das weiß Graf Bülow und hat, nicht ohne hörbare Seufzer, der Hoffnung entzagt, als chancelier des *goux* gefeiert zu werden. Unentbehrlich aber dünkt ihn der Beifall der Gebildeten, deren Stimme ihm aus den großen Zeitungen entgegenzuschallen scheint, und er leidet, wenn er da gescholten wird, wenn er, nach dem ironischen Gallierwort, keine gute Presse hat. Er möchte der Mann der Professoren, Künstler, Bellettristen, Techniker und intelligenten Geschäftsleute sein, der *litterati* im alten Wortsinn, ein Moderner, der sich in der Modernen Gunst sonnen darf. Das ist ihm bisher gelungen. Die Professorenpolitik, die Bismarcks Anfänge in Preußen erschwerte und auch dem ersten Kanzler oft noch das Leben sauer machte, hat den dritten Erben des ehrwürdigen Titels zärtlich gehätschelt, als er für die Wehrung der Flotte eintrat, den Platz an der Sonne suchte und sich zu einem unklaren, aber friedlich gefärbten Imperialismus bekannte. Die zierlich ge-

feilte Rede gefiel, die gar nicht nach Junkerhärte klang, und das fühlbare Streben, mit den die Zeit bestimmenden Mächten zu gehen. Manchen Schritt des vierten Kanzlers erklärt nur dieses Streben. Wie wäre sonst — um nur ein Beispiel anzuführen — das uneingeschränkte Lob zu verstehen, das er Fichte gespendet hat, dem immer prachtvoll empörten Optimisten und Antichristen, der heute sicher zwischen Vollmar und Bebel säße? Mag sein, daß der Kanzler ihn, nach der Schullehre, irrend für einen Philosophen hält, daß nur aus einzelnen Patriotenvreden an die deutsche Nation ein wirrer Widerhall in das gespigste Ohr des Diplomaten drang: unverkennbar war hier, wie in den Worten über Goethe, Bismarck und das Ziel aller Staatskunst, der Wunsch, sich als einen die Welt aus modernen Augen Anschauenden der öffentlichen Meinung zu empfehlen. Dieser Wunsch hätte, wie er Herrn von Riquel vom Finanzthronchen warf, vielleicht auch Herrn Kauffmann auf den Sessel des berliner Bürgermeisters geholfen, wenn die thörichte Taktik der Spreedemokraten nicht dem Ministerpräsidenten den Spielplan verdorben hätte. Einem Solches erschnenden Mann konnte der Ruf entfahren: „Nur keine inneren Krisen!“ Seit es leicht geworden ist, jede Regung konservativen Unmuthes schnell zu beschwichtigen, können innere Krisen nur noch entstehen, wenn mit harter Hand in den Komplex von Gefühlen gegriffen wird, in dem die Kultur der Bewohner größerer Städte wurzelt und den man, ohne dabei an abgegrenzte Fraktionen zu denken, die liberale Weltanschauung zu nennen pflegt. Diesen Griff braucht man vom Grafen Bülow nicht zu fürchten. Einstweilen wenigstens dürfen wir hoffen, daß der nervöse Rationalist für Sozialistengesetze, Umsturzvorlagen und ähnliche forsche Unflugheiten nicht zu haben sein wird. Rühmlicheres kann von ihm kein Unbefangener sagen. Auf dem Boden der internationalen Politik ist ihm noch kein Lorber gewachsen. Unter seiner Leitung ist die Türkenherrschaft, Europa zur Schmach, gestärkt, in Kleinasien, ohne zwingende Nothwendigkeit, der russische Islam an seiner empfindlichsten Stelle gereizt, in Afrika die große Gelegenheit der englischen Ohnmacht verpaßt, aus China nichts Erwähnenswerthes heimgebracht worden als die Antipathie der Weltmächte und eine besonders bössartige Lues, deren Folgen noch lange zu spüren sein werden. Des Kanzlers melodisch dunkle, doch stark instrumentirte Reden haben überall das Mißtrauen gegen Deutschlands expansive Pläne geschürt; und das Reich, dem jede zuverlässige Bundesgenossenschaft fehlt, klammert sich in brünstigem Werben an Britannias sehnige Hochgestalt. Die Bilanz schließt schlecht ab, viel schlechter als im Innern. So unheilvolle,

antisoziale Gesetze, wie der im kleinsten Stil ehrgeizige, nur durch fast beispiellose Unfähigkeit vor Flächen geschützte Hohenlohe sie dem Volk zugemuthet hat, würde Graf Bülow kaum zu vertreten wagen. Er scheut den Ruf eines Reaktionärs. Das ist ganz gut. Aber muß solcher Scheu sich ein Applausbedürfniß gesellen, das die Stetigkeit des Wollens aufhebt und ohne rejonirende Augenblickswirkung nicht leben kann?

* * *

Des Kanzlers Wille war, der neue Zolltarif solle erst bekannt werden, wenn er vom Bundesrath genehmigt sei und als Vorlage an den Reichstag gehen könne. Zur Ausführung dieses Entschlusses hatten sich, wie berichtet wurde, den preußischen die Stimmen aller anderen Bundesstaaten vereint; alle sollten und wollten den Entwurf „streng vertraulich“ behandeln. Nicht allen Verbündeten Regirungen aber scheint das im Reichsamt des Innern entstandene Werk willkommen gewesen zu sein. Ein Exemplar des Entwurfes wurde nach London, in die Redaktion der Finanzchronik Reuters, geschmuggelt und die von lechzender Neugier umlauerten Ziffern wurden — es war nicht allzu schwer, zu rathen, von wem — im Hauptblatt der schwäbischen Demokratie ausgeplaudert. Eine niedliche Intrigue, über die nur der unserer Zustände ganz Unkundige noch staunen kann. Nun brach das Wetter los. Schnell ward, als hätte der Blitz in die Scheune der Händlerhoffnung eingeschlagen, in allen Cobdenitenställen die Meute losgekoppelt; und sie fiel auf den ersten, die schwüle Stille durchgehenden Pfiff mit wüthendem Gebell über den Kanzler her, den argen Patron der Agrarier, dessen pechschwarze Junkerseele endlich jetzt aus den modischen Schleiern geschält sei. Nicht die Getreidezollziffern nur, hieß es im Heulchorus, nein: den ganzen Tarif wollen wir, müssen wir haben, wie Josens Hilde ihr Königreich Apfelsinia, gleich hier auf den Tisch! In Norderney ward dem excellenten Badegast um Kopf und Busen bang; Aller Augen sah er vorwerfend auf sich gewendet, auf den Bösewicht, der dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land den Untergang sinne. Das war nicht zu ertragen, nicht in den Hundstagen namentlich, die den Nerven Schonzeit gewähren sollten. Eine Konzession, geschwind eine Konzession! Vielleicht tauchte beim Nordmeerleuchten das Spottbild des Mannes aus der Fluth, der glorreich einst in die Oeffentlichkeit geflohen war und der am Goldenen Horn nun die

Schultern an den Hals zieht. Wer den Götzen Oeffentlichkeit füttert, darf gedruckten Segens stets sicher sein. Den ganzen Tarif wollen die Leute? Sie sollen ihn haben, gleich hier auf den Tisch. Am zehnten Tag nach der stuttgarter Enthüllung bescherte der Reichsanzeiger ihn denn auch wirklich, schwarz auf Weiß, der in schwebender Pein langenden Welt. Und im letzten Augenblick wurde noch einer neuen Konzeption Wirkjamkeit verjucht: der Norddeutsche Allgemeine Lauser müßte für Auslegung des Urtheils plaidiren, weil der Bundesrath noch nicht gesprochen habe, in dessen Macht es ja stehe, den Inhalt des Tarifgesetzes und sämtliche Positionen zu ändern . . . Es geht auch so. Die Gegner eines verstärkten Zollschutzes haben Zeit, sich zu organisiren, an allen Händlerthüren einen Kriegsschlag zusammenzubetteln und im Zeughaus der Demagogie die besten Waffen zu wählen. Doch ihr Eifer wird auf die Länge erlahmen, ihr Schlag auf dem Hochsommerichlachsfelde schmelzen, ihres wilden Geschreis Echo trüg werden; und wenn die Sache dann an die Triarier des Reichstages kommt, wird die Hitze gewichen und die Temperatur der Gemüther abgekühlt sein. Es geht auch so; und Miquel Cunctator — der bald die Genugthuung erleben wird, daß selbst die Herrscher der Wilhelmstraße die old parliamentary hand sehrend vermissen — hätte wahrscheinlich diese bewährte Taktik empfohlen. Warum aber vorher dann die entschieden klingende Weigerung, das Geheimniß des Tarifes vor des Wintersturmes erstem Wehen zu entschleiern? Eine Regierung darf sich nicht drängen lassen; sie muß tapfer sein, das heftigste Begehren abweisen und Denen, die sie schieben wollen, sagen können: Nein; wir wählen das Ziel und bestimmen die Zeit, wo es Eurem Blick gezeigt werden soll. Sonst ist sie um ihr Ansehen und muß gewärtig sein, daß sie auf Schritt und Tritt von schreienden Haufen geleitet wird. Ueber die parlamentarische Regierungform nach dem Britenmuster läßt sich, trotz den schlechtesten kontinentalen Erfahrungen, reden; über den Werth des Caesarismus, den man einen durch Demagogie gemilderten Absolutismus nennen könnte, hat die Geschichte entschieden. Eine Anstandspause wenigstens mußte Graf Bülow eintreten lassen, ehe er der hungernden Oeffentlichkeit den großen Brocken hinwarf. Aber er wollte nicht verdammt, den Gebildeten der Nation nicht ein Gräuel sein. Das hielten seine verwöhnten Nerven nicht aus. Er wird es bereuen, wenn er bis 1904 Kanzler bleibt. Man wandelt nicht ungestraft den Weg, auf dem anno Manteuffel der Starke muthig zurückwich.

Wird er noch weiter weichen? ... Auf eine gute Presse darf er vorläufig nicht rechnen. Ein ergötzendes Schauspiel, wie von einem zum anderen Morgen in der öffentlichen Meinung aus dem Max ein Kaspar wurde, der hehre Held zum Schwarzalben zusammenschrumpfte; so schnell vollzog selten sich noch ein Werthungswechsel. Längst zwar hatte der Kanzler gesagt, er werde dafür sorgen, daß der neue Tarif der Landwirthschaft einen „wesentlich“ besseren, einen „ausreichenden“ Zollschutz gewähre. Doch die Händler und Händlerdienstleute hatten die Botschaft belächelt. Sprengel für die Drosseln! Bülow, der Imperialist, der Mehrer der Flotte, der Exponent der liberalen, von Goethe zu Gothein führenden Weltanschauung, der wahrhaft moderne Mensch und seit seinen Römertagen aller freisinnigen Schreiber Abgott, — dieser allem Schönen und Guten offene Geist sollte der agrarischen Begehrlichkeit an die volle Schüsselfeuchten? Wers glaubt, mag in Kassel Treber trocknen, mit Kallay, „streng reell“, das bosnische Vaterland retten oder mit Kummer in leeren Centralen haufen. Sahen die Wangenheim und Konsorten mißtrauisch nicht stets auf unseren Bülow? Floß ihm nicht oft das Lob deutschen Gewerbefleißes von der berechneten Lippe? Hat er nicht eben erst den Dysangelisten Johannes barsch vor die Thür gewiesen? Will er das Börsengesetz nicht den Bankerwünschen anpassen? Wartet nur: bald wird offenbar werden, was Der unter ausreichendem, unter wesentlich verstärktem Zollschutz versteht. Die gierige Gesellschaft hält er hin; der Paruspez aber sieht über dem weltberühmten Grübchen das Augurenlächeln. Der also Gefeierte mußte sich eigentlich beleidigt fühlen, da seinem Wort die besten Freunde nicht glaubten. Doch es scheint, daß er froh war, noch eine Weile wenigstens von der Kulturkämpfer Pfeilen und Schleudern verschont zu sein. Damit ist's nun vorbei; und schauernd muß der Kanzler erkennen, daß er seines Ehrgeizes Werk geköpft und den Ruhm des modernen Geistes durch eigene Sünde eingebüßt hat. Die gestern noch liebten und in Ehrfurcht bewunderten, sind heute gar nicht gelind; und Bernhardiner, deren Dressur vollendet schien, zeigen dem blonden Bändiger drohend die Zähne. Er hat einen „Wuchertarif“ erdacht, ein „Monstrum“ ans Licht gebracht, eine „Spottgeburt von volkwirthschaftlichem Unverstand und Interessenspolitik“. Er muthet den Massen des deutschen Volkes den „Verzicht auf Fleischnahrung“ zu, will sie „auspowern“ und slicht ihnen eine „Skorpionengeißel“. Als Vertreter der „finstersten Finsterniß“ wird er an den Pranger gestellt; denn sein Beginnen ist „ungeheuerlich“ und „ohne Beispiel in der Wirthschaftsgeschichte civilisirter Nationen“. Und so weiter. Und auf die Schanze den letzten Mann, daß er, bis Brünne

ihm und Nothung entsinken, wider den Erzfeind sechte, der des Reiches Ruin bereitet. Wenn der Kanzler in diesen Spiegel schaut, muß er stöhnen: Armer Bernhard, wie hast Du Dich verändert! Und er kann sicher sein, daß noch unbenutzte Superlative im Wortköcher sind und er, ehe der Rost aus der Kelter rinnt, die Frage vernehmen wird, ob er im Volk etwa den Glauben verbreiten wolle, die Hohenzollern trügen in jedem Sinn mit Jug ihren Namen, denn kein anderes Fürstengeschlecht habe den Hungernden je so hohen Zoll auferlegt . . . Das klingt wie Parodie; so weit aber wird es kommen. Und wird in solchen Stürmen der nervöse Graf standhaft bleiben? Wird er, der auf glattgebohntem Boden jeden Tag stürzen kann, sich mit der Gewißheit abfinden, daß ihm der Stundenruhm versagt ist, der den Caprivis zufliegt, den Vollstreckern des Manchestertestamentes? Die können Pietisten sein, wie Gladstone, beschränkte Kommissköpfe, wie der Sproß aus Montecuccolis Stamm: der liberalen Menschheit sind sie ein Wohlgefallen. Und neben ihnen ist Keiner groß, ist selbst der Bismarck der achtziger Jahre nur ein verirrter Titan. Da lockt die Gloria, dort bräut Verdammniß. Als der Kanzler seinen Käufer um Auslegung des Urtheils flehen hieß, hatte er noch nicht endgiltig gewählt, hatte er vielleicht noch gar nicht geahnt, welches Unwetter über Nacht heraufziehen würde. Er sollte von einem Nordseefischer Südwester und Theerjacke leihen. Ob aber selbst solcher „ausreichende“ Schutz ihn vor Nervenkrifen bewahren könnte?

* * *

Es wird ihm kein Trost sein, zu hören, daß der Sturm hinter den Coulissen von einem behenden Theatermeister auf der Windmaschine hergestellt wird.

Alle ernst zu nehmenden theoretischen Darstellungen des Weltgetriebes stammen, von Aristoteles bis auf Treitschke, aus der Zeit, die vor der kommerziellen Entwicklung des Zeitungswesens lag und noch nicht wußte, daß man auch öffentliche Meinungen im Großbetrieb herstellen könne. Das Buch, das den Einfluß der neuen, als Massenfutter für Hunderttausende bestimmten Inseraten- und Nachrichtenpresse auf die Gestaltung der Politik schildert, ist noch zu schreiben; auch Herr Benoist hat es nicht geschrieben, trotzdem er die Vorarbeiten der Passalle und Bucher, Lagarde und Lebon benutzen konnte und trotzdem schon sein Landsmann Voltaire gefühlt hatte, die Publizisten würden

die Erben katholischer Priestermacht sein. Ob diese Macht nicht welkte, seit ihr Geschäftsgeheimniß der Kundschaft verrathen wurde: die Frage braucht uns heute nicht zu beschäftigen. Immerhin ist in allen Ländern die Zahl Derer noch stattlich genug, die gläubig der Presse lauschen, wenn sie selig spricht und verdammt, Vorgänge „ernster Beachtung unwerth“ oder „weltgeschichtlich“, „welterschütternd“ nennt. Ernster Beachtung unwerth ist jeder Vorgang, der kommerziell der Presse nicht nützen, ihren Absatz nicht mehren, den Kreis der Annoncenkunden nicht verbreitern kann, namentlich jeder, der sie ins Unrecht setzt. Eine Zeitung darf nie im Unrecht, nie gezwungen sein, zurückzunehmen, was sie mit Priestermiene verlündet hat. Sie haßt Den, der sie dazu nöthigt, sie, durch unerwartetes Handeln oder durch Benützung des elften Paragraphen des Preßgesetzes, zwingt, sich selbst zu dementiren. Erster Grund der jetzt gegen den Grafen Bülow entfesselten Wuth. Was soll der Erleuchtung Suchende von einem Berather denken, der den Erhöher der Zollmauer Jahre lang einen modernen Menschen genannt hat? Eine Zeitung hat aber auch das natürliche Interesse, immer wenigstens einen Vorgang von welterschütternder Wichtigkeit auf Lager zu haben; sonst würde sie ja langweilig und die Kundschaft ließe der Konkurrenz zu, den „Sensationblättern“, — so genannt, weil sie für Nachrichten mehr Geld ausgeben als die anderen. Soll der Redakteur etwa zugeben, daß er an mindestens dreihundert Tagen des Jahres sich, der Mahnung des shakespeareischen Prinzen taub, ohne großen Gegenstand regt, daß, was er weise bespricht, des Besprechens eigentlich unwürdig ist? Lieber verleiht er irgend einem Golschowski taxfrei den Rang eines Staatsmannes und macht aus einer Stichwahl eine Hauptaktion. Unerfahrene schelten die Aufbauschungstendenz der Presse und merken nicht, daß sie den wichtigsten Geschäftsgrundsatz der Institution tadeln. Die Politik der Presse ist, wie jede andere, von Profitwünschen determinirt. Wäre der Chinesenlärm nicht gekommen, dann wäre Transvaal noch ein weiteres Jahr der Angelpunkt der Menschheitsgeschichte geblieben und der den Agenten des Herrn Leyds abgekaufte Schutt nicht in den hintersten Zeitungswinkeln abgeladen worden. Stirbt Crispi oder ein anderer begabter Bandit in einer stillen Zeit, so wird sein Tod zum Ereigniß; ist er unvorsichtig genug, während eines flotten Saisongeschäftes den letzten Seufzer zu thun, so überlebt sein Angedenken ihn höchstens drei Tage. Das Alles ist ungemein einfach, ist dem Blick nur durch einen dichten Phrasenschleier verhüllt.

Und nun bedenke man, daß der Stoff des Zolltarifes reichen soll, bis

neue Handelsverträge geschlossen oder gescheitert sind, also mindestens zwei Jahre lang. Welcher Kaufmann würde einen Artikel, den er so lange führen muß, entwerthen, welcher nicht alle Waarenhauskniffe versuchen, um gerade diesem Artikel die Aufmerksamkeit des Publikums zu sichern? Und soll der Kaufmann, der sein Kapital in Lettern, Papier und Annoncenzucht angelegt hat, anders handeln als der Nachbar, der Regenschirme oder Glühlampen, Odo! oder Automobile verkauft? Auch für ihn stehen Hunderttausende auf dem Spiel, auch seine „Artikel“ müssen „gehen“, wenn er den Laden nicht schließen will. Zwei Jahre lang müssen über den Zolltarif Artikel geschrieben werden; und da sollte man nicht von vorn herein sagen, es handle sich um einen weltgeschichtlichen Vorgang, um das allerwichtigste Ereigniß seit der Gründung des Reiches? Ist der Wärm groß genug, dann greift Monate lang Freund und Feind nach dem Blatt, die wichtigsten Stellen der Zeitartikel werden citirt, die Beachtung wächst und der Unternehmer kann mit Blumenthals unsterblichem Helden sagen: Das Geschäft ist richtig. In unserem Fall namentlich dann, wenn es ihm gelingt, seine Procuristen und Commis als mannhafte Schützer der Händlerinteressen herauszuputzen. Der Landwirth inserirt nicht — oder doch nur selten und ohne Aufwand erheblicher Summen — und kommt deshalb für den Verleger höchstens als Abonnent in Betracht. Große und regelmäßige Inseratenaufträge, von denen eine Zeitung leben, auf die sie rechnen kann, sind nur von Banken und Händlern zu haben. Und Banken und Händler bevorzugen, natürlich und mit dem Recht des nüchtern wägenden Geschäftsmannes, die Blätter, die das Bank- und Handelsinteresse wirksam vertreten oder wenigstens nichts diesem Interesse Schädliches bringen. Ehe die Zeitung zum Großbetrieb wurde, konnten Theaterpächter unboqueme Blätter durch Entziehung der Annoncen firren. Das geht in größeren Städten nicht mehr; was liegt an dem winzigen Theaterinserat? Das schändliche Unterfangen des Thespiskärners wird urbi et orbi bekannt gemacht und in fernigen Sägen die Unabhängigkeit und Ueberzeugungstreue der Redaktion gepriesen, die mit dem Annoncentheil nichts zu schaffen habe. Heilig aber und unantastbar sind die Miether ganzer oder halber Seiten. Wegen Rudolf Herzog, den Ernährer der berliner antisemitischen Bewegung, wurde in den Zeitungen selbst, wo jeder Antisemit sonst zum Abschaum der Menschheit geschüttet wird, kaum je ein leises Tadelswörtchen gesagt; und Tiez kann unangefochten sein Handwerk treiben. Die ganze, große Inseratenseite deckt alle Sünden zu. Und die sichtbar von solchen Erwägungen determinirte Presse sollte die günstigste Gelegenheit, bei der Haupt-

kundschaft sich einen Stein ins Brett zu bringen, ungenüßt vorbeigehen lassen? Sie will den Werth des Stoffes steigern, der lange auf ihrem Lager liegen wird; und sie muß sich, im stillsten Quartal, möglichst geräuschvoll der Schicht empfehlen, von deren Subventionen sie lebt. Wie sollte sie da nicht schreien, die Welt sei erschüttert und des Reiches Ruin nur von ihr noch zu hindern?

Doch was nützt dem Kanzler die Erkenntniß, wie der Sturm entstand? Auch in Bayreuth wünschen Tausende täglich dem habfüchtigen Daland den Untergang.

* * *

Als der Sturm losbrach, war der deutsche Zolltarif noch nicht bekannt. Der Entwurf füllt hundertvierundsechzig Seiten, ist von Sachverständigen in langer, mühevoller Arbeit festgestellt worden und kann, in seinen einzelnen Positionen, nur von Sachverständigen nach sorgfamer Prüfung beurtheilt werden. Des Laien erster Eindruck ist: eine tüchtige Arbeit, die mit der unter den Auspizien Caprivis und Marschalls vollbrachten nicht in einem Athem genannt werden kann; denn — daran muß jetzt erinnert werden — dieser Herren Handelsverträge gefielen den ober-schlesischen Industriellen und manchen berliner Bankdespoten nicht mehr als den ostelbischen und niederbayerischen Bauern und die Pläne mußten erst im Reichstag von den ärgsten Unklugheiten gesäubert werden. Diesmal waltet ganz andere Gründlichkeit des Werkes, das seinen Meister, den fleißigen Grafen Posadowsky, lobt. Wer aber fragte, ob der neue Tarif sorgfältig oder läuderlich entworfen sei? Vier Stunden nach der Veröffentlichung im Reichsanzeiger ging, geschrieben, gesetzt, korrigirt, das Urtheil in die Notationmaschine: Wuchertarif, Spottgeburt, Monstrum, — auf die Schanzen! Von neunhundertsechundsundvierzig Nummern wurden nur vier beachtet, vier nur zur Urtheilsbegründung herangezogen. Und welche ungeheuerliche Botschaft brachten diese vier Schicksalsnummern? In künftigen Handelsverträgen soll der Mindestzoll für Roggen 5, für Weizen 5,50, für Hafer 5 und für Gerste 3 Mark auf den Doppelcentner betragen. Nur diese Zahlen sind wichtig, nicht die höheren, die in dem Entwurf des autonomen Tarifes prangen. Ein Kaufmann, der, bevor noch ein Feilschversuch gemacht ist, dem Kunden sagt: „Dieser Regenschirm kostet zwanzig Mark und unter achtzehn gebe

ich ihn in keinem Fall ab“, — ein so wunderlicher Handelsmann darf nicht hoffen, in seiner Kasse die Doppelkrone klingen zu hören. Und eben so wenig kann eine Regierung daran denken, den höheren Zollsatz durchzubringen, wenn sie, noch ehe die Schachermachei begonnen hat, der Nachbarschaft kündigt, wie viel sie „ablassen“ will. Die neuen Getreidetariffziffern sind also nicht wichtiger als die alten, die den jetzt geltenden Generaltariff zieren; beide stehen auf geduldigem Papier. Wird der Entwurf Gesetz, dann wird, nach dem Abschluß revidirter Handelsverträge, der Doppelcentner Roggen mit 5, der Doppelcentner Weizen mit $5\frac{1}{2}$ Mark belastet sein. Das heißt: für Roggen wird der vom Caprivismus ermäßigte Zollsatz wiederhergestellt, den Bismarck schon vor vierzehn Jahren unzureichend fand; für Weizen wird er um eine halbe Mark erhöht. Man kann ohne Ubertreibung sagen, daß es in Deutschland wohl nur wenige Menschen gab, die nach zehnjähriger Agitation des Bundes der Landwirthe und nach den feierlichen Erklärungen zweier Kanzler so geringe Kornzollerhöhungen erwartet hatten. Und darum Monstrum und Spottgeburt, — wegen dieser Sätze, die kein seiner fünf Sinne Mächtiger agrarisch nennen kann und die, wie kluge Kornspekulanten unter vier Augen zugeben, nicht einmal dem Getreidehandel gefährlich sind?

Den Lesern zur Lust und dem Schreiber zur Wonne können wir heute uns den Streit über Schutz Zoll und Freihandel sparen. Für beide Wirthschaftssysteme sind gute Gründe in ganzen Geschwadern heranzuschaffen und seit Cobdens und Beels Tagen so oft herangeschafft worden, daß jede Wiederholung ermüden muß. Ich will mich auf ein paar Sätze beschränken, die mit keinem einzigen Grund zu bestreiten sind. Es ist unehrlich und obendrein dumm, zu behaupten, Freihandel sei moralischer als Schutz Zoll; denn erstens herrscht in Politik und Wirthschaft nicht ein „natürliches“ Rousseaurecht, sondern die alle Rechte prägende Macht, nicht die Moral, sondern der Vortheil; und zweitens ist es nicht sittlicher, verschneite Wege für die Schlittensfahrten des sehr mobilen Händlerkapitals glattzufegen, als jungen, alternden oder in Krisen gerissenen Gewerben von Staates wegen eine Stütze zu liefern. Nicht also um Himmel und Hölle handelt es sich, um seine Sittlichkeit und niedere Tücke, sondern um zwei Systeme, die beide jenseits von Gut und Böse liegen und von denen jedes einer bestimmten Entwicklungsstufe der Wirthschaft angepaßt ist. Eben so falsch ist die Behauptung, nur der Freihändler sei liberal. Politische Freiheit ist mit ausgesprochenem Protektionismus, Tyrannis mit Freihandel be-

quem zu vereinen. In den beiden größten Republiken unserer Tage, wo Jeder ungestraft das Staatsoberhaupt einen Dummkopf heißen darf, herrscht eine Schutzzöllnermehrheit; und das Beispiel freihändlerischer Despotien bictet noch heute uns die Geschichte. Es ist albern, eine Klasse zu schimpfen, weil sie thut, was noch jede gut berathene Klasse, was mit bewundernswerther Fähigkeit und erfreulichstem Erfolg zuerst in moderner Zeit die Arbeiterklasse that: weil sie sich organisirt und rücksichtslos ihren Vortheil sucht. Und noch alberner, die Mär von siegreichen Beutezügen des Junkerthumes durch ein Land zu tragen, dessen Prachtstraßen sämmtlich von den neuen Feudalherren der Industrie und des Handels bevölkert sind, von Leuten, deren Großväter noch Handwerker, Hörige oder Hofjuden waren und denen sich nach einem Menschenalter ein reichlich rentirender Besitz gehäuft hat. Und sollen selbst diese Sätze nicht gelten, dann sei man wenigstens konsequent und habe den Muth zu haltbarer Logik. Ist der Getreidezoll Wucherzins, ein den Armensten abgepreßter Tribut, dann muß er mit allen Mitteln, auch mit revolutionären, bekämpft werden, mag er nun drei Mark und eine halbe oder fünf Mark betragen. Ist aber die Festsetzung eines Korntonnenzolles von fünf- unddreißig Mark eine Heldenthat, deren Vollbringer der Bürgerkrone würdig schien, dann kann der Tonnenzoll von fünfzig Mark nicht ein Monument von unsrer Zeiten Schande sein. Als der auf einem schlesischen Schloß ausgeheckte Plan, den Doppelcentner deutschen Brotgetreides um anderthalb Mark zu entlasten, ruckbar wurde, rief Herr Theodor Barth, des Manchestermessias eifrigster Apostel, solche Zollermäßigung sei nur „eine Lum- berei“. Das war vor zehn Jahren. Und weil diese damals kaum der Rede werthe Bagatelle beseitigt wird, soll die Welt nun erschüttert sein?

Sie ist nicht erschüttert. Sie weiß, daß für die endgiltige Gestaltung des neuen Tarifes alle Lamentationen und Bannflüche noch nicht einmal die Bedeutung der Frage haben, ob der Abgeordnete lieber mit der Höhe des Schieferzollcs zufrieden ist. Sie hört nur mit halbem Ohr sogar noch die schöne Geschichte von der fünfköpfigen Arbeiterfamilie, der das Brot, das Hauptnahrungsmittel, ins Unersehwingliche vertheuert werden soll, durch den Zoll nämlich, der doch, nach der selben Geschichte, dem Ausland Wuthträmpfe bereitet, weil er ihm die Einfuhr unmöglich macht. Wer eine Viertelstunde zum Nachdenken übrig hat, muß, ehe sie uns ist, merken, daß es bei dem heutigen Stande der Weltwirthschaft auf ganz andere Dinge ankommt als auf die Beantwortung der Frage, ob zweihundert Pfund Roggen mit anderthalb Mark mehr oder weniger verzollt

werden; daß nicht nur russische Mißernten, sondern auch Bäckerprofite, Bäckergewichtskünste und — nicht zuletzt — Terminspekulationen auf den Brotpreis fühlbareren Einfluß haben; daß im britischen Freihandelsgebiete der Arbeiter nicht billigeres Brot ist als der Genosse im Deutschen Reich des Schutzzolles; daß angesehene französische Sozialisten die Politik treiben, die bei uns wucherisch genannt wird; daß für die fünfköpfige Arbeiterfamilie die Gewißheit, drei Tage weniger als in diesem Jahr die zu ihr gehörigen zehn Hände müßig herabhängen zu sehen, viel tröstlicher wäre als die ewige Dauer der caprivischen Zollsäule; und daß der neue Tarif mit seinen Kornpositionen keinem Händler und Fabrikanten schaden, wahrscheinlich aber auch keinem Landmanne nützen wird.

An diesen Positionen wird der Tarif schwerlich scheitern; ihnen ist im Reichstag eine Mehrheit sicher, wenn nicht wider Erwarten Wangenheim über Levegow siegt, die Bayern Hopfen und Malz verloren geben und die katholischen Gewerkschaften sich von dem alten Lockruf aller Demagogen einfangen lassen. Die eigentliche Schwierigkeit werden erst die internationalen Verhandlungen bringen. Nicht etwa, weil die unbeträchtliche Kornzollerhöhung dem Ausland jeden Handelsvertrag verleiden könnte, sondern, weil Deutschland durch eine kurzfristige Exportpolitik überhaupt in eine heikle Lage gebracht worden ist, in die Lage des Mannes, der um jeden Preis Absatz suchen muß, des Verkäufers, dessen Kunden unter einer Schaar konkurrierender Weltfirmen die Auswahl haben, während er selbst seine Hauptbedürfnisse nur an bestimmten Stellen befriedigen kann. Das ist die Sorge späterer Zeit. Einen Tarif, der Handelsverträge hindert, kann heute kein Hüttenbesitzer, kein Rübenbauer und kein Schafzüchter wollen.

Die Welt ist nicht erschüttert. Aber Lärm genug werden wir noch erleben. Fünfzig Jahre lang hat der Liberalismus gelehrt, alles Unheil komme von den direkten Steuern. Mäthlich hat sich der Glaube verbreitet, das Streben nach höherem Einkommen sei verständiger als der Kampf für die Erniedrigung der Einkommensteuer. Nun kommt, seit zwanzig und etlichen Jahren, alles Unheil wieder von den Zöllen. Auch dieser Aberglaube wird schwinden und der Deutsche wird merken, wie thöricht es war, in einer Zeit, wo die Vereinigten Staaten von Nordamerika der europäischen Industrie das Lebenslicht auszublases drohen, viele Jahre lang über anderthalb Mark zu streiten, die wirklich, nach dem geflügelten Wort des Herrn Barth, „eine Lumperei“ sind. Einerlei: der Lärm wird so leicht nicht verhallen. Die krachende Industrie braucht für General-

versammlungen und Konfuzsrichter einen Sündenbock. Auf der ganzen Ballinie wird mobil gemacht werden, um die Exportfeinde von neuen, ernsthaft gefährlichen Forderungen abzuschrecken. Und der Handelsvertragsverein — die Organisation der Großhändler in Waare und Geld, die den preussischen Adel, weil er ihnen die Salons und ihren Söhnen die Generalkommandos und Oberpräsidien sperrt, politisch vernichten wollen — verfügt über große Summen, die der Presse aller Fraktionen und Konfessionen zuschießen können. Es wird werden, wie es 1879 war, wo der erste Kornzoll ja schon den Weltuntergang herbeiführen sollte. Nur konnten damals die Blätter der bürgerlichen und der sozialistischen Demokratie ihre Polemik nicht, wie heute, mit Bruchstücken aus den Reden eines Kanzlers und eines Staatssekretärs, noch gar mit Kraftwörtern aus den Marksteinsprüchen eines Deutschen Kaisers puzen. Niemand erfuhr, wie damals der Kaiser über Freihandel und Schutz Zoll dachte. Und der Kanzler hatte nicht das geringste Applausbedürfniß, schwamm in wonnigem Behagen vielmehr gegen den Strom und sah den Beweis staatsmännischer Stärke nie in der Fähigkeit, vor Theatergewittern muthig zurückzukeichen.



Das moderne Drama.*)

Die kleinen Dramen, die mein Verleger zu einer Gesamtausgabe vereinigt hat, sind in ihrem Text unverändert geblieben. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß ich sie für vollkommen hielt. Manches scheint mir mangelhaft; aber eine Dichtung läßt sich durch nachträgliche Aenderungen nicht mehr verbessern. Gutes und Schlechtes sind darin so mit einander verwachsen, daß, wenn man Etwas herausreißt, das Ganze seine besondere Gefühlsnote und den leisen, fast unvermerkten Zauber verliert, der nur im Schatten eines noch ungeschriebenen Fehlers gedeihen konnte.

Es wäre, um ein Beispiel anzuführen, nicht schwer gewesen, aus „Prinzessin Maleine“ manche gefährliche Raibetät, einige unnütze Szenen und die Mehrzahl jener Wiederholungen des Staunens auszumergen, die den Personen den Anschein von etwas schwerhörigen Schlafwandlern geben, die beständig aus einem schweren Traum erweckt werden müssen. Ich hätte hier und dort auch ein Räthsel unterdrücken können. Aber der Dunstkreis, in dem meine Gestalten leben, und selbst die Landschaft wäre dadurch verändert worden. Auch ist dieser Mangel an Hellhörigkeit und Schlagfertigkeit ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Geistesverfassung und entspricht ihrer etwas düsteren Weltanschauung. Man kann sich dieser Auffassung verschließen, man kann aber auch zu ihr zurückkehren, nachdem man viele Gewissheiten durchlaufen hat. Ein Dichter von reiferem Alter, als ich damals war, der sie nicht beim Eintritt ins Leben, sondern am Ende seiner Erfahrungen zu der feinen gemacht hätte, würden die allzu verworrenen Geschehnisse, die darin wirken, in Weisheit und weniger gestaltlose Schönheiten verwandelt haben. Aber so, wie sie ist, erfüllt diese Auffassung das ganze Werk und es ginge nicht an, sie mehr zu klären, ohne dem Gedicht das Einzige zu nehmen, was es besitzt, nämlich eine gewisse schreckenvolle und düstere Harmonie.

* * *

Die anderen Dramen — Der Eindringling, Die Blinden (1890); Die sieben Prinzessinnen (1891); Pelleas und Melisande (1892); Aladine und Palomides, Zu Hause, Der Tod des Tintagiles (1894) — stellen greifbarere Wesen und Empfindungen dar, die eben so unbekannt, aber etwas besser gezeichneten Kräften zum Opfer fallen. Man glaubt darin

*) Vorrede zu der neuen Gesamtausgabe der dramatischen Werke Maeterlincks, die Herr von Oppeln-Bronikowski bei E. Niederichs in Leipzig herausgibt und von der die Bände 2, 3 und 5 schon erschienen sind.

an ungeheure, unsichtbare Schicksalsmächte, deren Absichten völlig unbekannt sind, die aber im Sinne des Dramas mit bösem Willen über unser Thun und Lassen wachen und dem Lächeln, dem Leben, dem Frieden und der Liebe feind sind. Unschuldige, aber unwillkürlich feindselige Geschicke verschürzen sich darin zum Knoten und des Knotens Lösung bedeutet den Untergang für Alle, während die Weisesten diese Zukunft wohl voraussehen, aber an den grausamen und unbengbaren Spielen, die Tod und Liebe mit den Lebenden spielen, nichts ändern können und betrübt zusehen. Und Tod wie Liebe und die anderen Gewalten üben eine Art heimtückischer Gerechtigkeit — oder besser: Ungerechtigkeit —, deren Strafen — denn diese Ungerechtigkeit belohnt nie — vielleicht nichts als Launen des Geschicks sind. Es ist im Grunde genommen, die christliche Gottesidee in Verbindung mit dem antiken Schicksalsgedanken und in die undurchdringliche Nacht der Natur verstoßen; von hier aus sucht sie die Gedanken, Pläne, Gefühle und das bescheidene Glück des Menschen zu belauern und, wo sie kann, zu verwirren und zu verdüstern.

* * *

Dieses Unbekannte nimmt meist die Gestalt des Todes an. Die unendliche, finstere, heimtückisch geschäftige Gegenwart des Todes erfüllt all diese dramatischen Gedichte. Das Räthsel des Daseins wird nur durch das Räthsel seiner Vernichtung beantwortet. Und obendrein ist dieser Tod eine gleichgiltige und unerbittliche, blindlings draußlos tappende Nacht, die mit Vorliebe die Jüngsten und am Wenigsten Unglücklichen dahintrafft, — nur, weil sie etwas weniger thatlos sind als die Uebrigen und jede zu lebhafteste Bewegung in der Nacht ihre Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es handelt sich auch nur um kleine, zarte, zitternde und thatlos grübelnde Geschöpfe; und die Worte, die sie sprechen, die Thränen, die sie vergießen, erhalten nur dadurch eine Bedeutung, daß sie in den Abgrund stürzen, an dessen Rande das Stück spielt, und daß dieser Sturz mitunter einen Widerhall weckt, der die Annahme zuläßt, der Abgrund sei bodenlos, weil der Schall, der aus ihm heraufbringt, dumpf und verworren ist.

* * *

Es ist nicht widersinnig, das Dasein so aufzufassen. Am Ende ist diese Auffassung ja heute, trotz unserem heißesten Bemühen, die Grundlage unserer menschlichen Wahrheit und wird es noch lange, vielleicht immer sein. Ehe nicht eine entscheidende Entdeckung der Wissenschaft das Räthsel der Natur löst oder eine Offenbarung aus einer anderen Welt, etwa eine Mittheilung von einem älteren und weiseren Planeten, uns endlich über Zweck und Ziel dieses Lebens belehrt, werden wir nichts sein als ein vergänglichster

und zufälliger Lichtschimmer ohne schätzbaren Zweck in einer gleichgiltigen Nacht, die ihn in jedem Augenblick ausblasen kann. Wer diese unermeßliche, vergebliche Schwachheit schildert, Der kommt der letzten Grundwahrheit unseres Lebens am Nächsten; und wenn er die Personen, die er diesem feindlichen Nichts überantwortet, ein paar anmuthige und liebevolle Geberden machen, ein paar Worte der Sanftmuth, des zagen Hoffens, des Mitleides und der Liebe sprechen läßt, so hat er Alles gethan, was man als Mensch thun kann, wenn man das Da ein bis an die Grenzen dieser großen und unbeweglichen Wahrheit verfolgt, die Lebensmuth und Lebenswille erstarren läßt. Das aber habe ich in diesen kleinen Dramen versucht. Ob es mir irgendwie gelungen ist, darüber steht mir kein Urtheil zu.

* * *

Und doch: heute scheint mir das Alles nicht mehr hinreichend. Ich glaube nicht, daß eine Dichtung ihre Schönheit opfern müsse, um Morallehren zu geben; wenn sie uns aber ohne Verzicht auf Das, was sie innerlich und äußerlich schmückt, zu Wahrheiten fährt, die eben so zulässig, aber ermutigender sind als die Wahrheit, die zum Nichts führt, so hat sie den Vortheil, daß sie eine doppelte ungewisse Pflicht erfüllt. Singen wir Jahrhunderte lang von der Eitelkeit des Lebens und der Allmacht des Nichts und des Todes: die Trübsale, die wir an unseren Augen vorüberziehen sehen, werden immer eintöniger werden, je näher sie der letzten Wahrheit kommen. Versuchen wir im Gegentheil, dem uns umgebenden Unbekannten ein anderes Aussehen zu geben und einen neuen Grund zum Leben und Ausdauern abzugewinnen: dann werden wir wenigstens den Vortheil haben, daß wir unsere Trübsal mit verlöschenden und wieder aufflammenden Hoffnungen abwechseln sehen. Nun aber haben wir in dem Zustand, in dem wir leben, genau eben so viel Recht zu der Hoffnung, daß unser heißes Bemühen nicht fruchtlos ist, wie zu der Annahme, daß es zu nichts führt. Die letzten Wahrheiten des Nichts, des Todes und der Verglebarkeit unseres Daseins, bei denen wir jedesmal enden, sobald wir unsere Forschungen bis zur äußersten Grenze treiben, sind schließlich doch nichts als der Endpunkt unseres heutigen Wissens. Wir sehen nichts darüber hinaus, weil unser Verstand dort stehen bleibt. Sie scheinen die Gewißheit selbst; und dennoch ist, wenn man auf den Grund sieht, an ihnen nichts gewiß als unsere Unwissenheit. Ehe wir gehalten sind, sie als unwiderstehlich anzuerkennen, werden wir noch lange mit aller Inbrunst danach trachten müssen, diese Unwissenheit zu beseitigen und alles Denkbare zu versuchen, um zu erfahren, ob wir kein Licht finden können. Dann kommt auch in den großen Kreis all der Pflichten, die vor dieser allzu voreiligen, tobbringenden Wahrheit liegen, wieder Bewegung und das Menschenleben

beginnt von Neuem, mit seinen Leidenschaften, die nicht mehr so eitel erscheinen, seinen Freuden und Trübsalen und seinen Pflichten, die wieder an Bedeutung gewinnen, weil sie uns helfen können, die Finsterniß zu überwinden oder sie mindestens freudigen Herzens hinzunehmen.

* * *

Damit ist nicht gesagt, daß wir wieder da enden sollen, wo wir früher standen, noch, daß Liebe, Tod, Verhängniß und die anderen mystischen Lebenskräfte wieder den alten Platz und die alte Rolle aufnehmen werden, die sie in unserem wirklichen Leben und in unseren Werken innehatten, — insbesondere, da es sich hier um dramatische Werke handelt, in ihnen. Der menschliche Geist, sagte ich in diesem Sinn in einer bisher nur einer kleinen Schaar zugänglich gemachten Betrachtung, macht seit den drei letzten Vierteln des vergangenen Jahrhunderts eine Entwicklung durch, deren Ziel sich noch nicht absehen läßt; wahrscheinlich muß man sie zu den bedeutendsten zählen, die der Bereich des Gedankens je sah. Diese Entwicklung hat uns vielleicht über die Materie, das Leben, die Bestimmung des Menschen, über Ziel, Ursprung und Gesetze des Weltganzen noch keine endgiltigen Gewissheiten gegeben, jedenfalls aber eine gewisse Anzahl von Ungewissheiten beseitigt oder nahezu außer Kurs gesetzt; und diese Ungewissheiten waren gerade solche, in denen das höhere Denken sich mit Vorliebe bewegte. Zum Beispiel: eine gewisse Schönheit und Größe in all unseren Anspielungen, eine verborgene Kraft, die unsere Worte über die Alltagsphäre hob; und der Dichter erschien nur dann als groß oder tief, wenn er diesen schönen oder schrecklichen, friedlichen oder feindsüßigen, tragischen oder tröstlichen Ungewissheiten zu sieghafter Gestalt zu verhelfen oder ihnen einen hervorragenden Platz anzuweisen mußte.

* * *

Die höhere Poesie besteht, wenn man genau zusieht, aus drei Hauptelementen: zunächst der Schönheit des Ausdrucks, dann der leidenschaftlichen Betrachtung und Wiedergabe Dessen, was in und um uns wirklich lebt: der Natur und unserer Gefühle; und endlich der das ganze Werk umschließenden und ihm seinen eigenen Dunstkreis verleihenden Gesamtvorstellung des Dichters von dem Unbekannten, worin die Dinge und Wesen, die er beschwört, sich bewegen, und von dem Mysterium, das sie überragend richtet und ihre Gesichte lenkt. Es scheint mir zweifellos, daß dieses letzte Element das wichtigste ist. Man nehme eine schöne Dichtung, so kurz und rasch in ihrem Verlauf sie sei. Selten ist ihre Größe und Schönheit bei den bekannten Dingen unserer Welt zu Ende. In zehn Fällen verdankt sie ihren Reiz neunmal einer Anspielung auf die Mysterien der Bestimmung des Menschen

und auf irgend-ein neues Band zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, Zeitlichem und Ewigem. Nun aber wird die sich heute vollziehende Wandlung in der Art, wie wir das Unendliche ansehen — eine Wandlung, die wohl beispiellos genannt werden darf —, nicht sowohl in dem Iyrischen als in dem dramatischen Dichter fühlbar. Es ist dem Dyrker vielleicht erlaubt, Etwas wie ein Theoretiker des Unbekannten zu bleiben. Er darf sich unbeschadet an die dehnbarsten und unbestimmtesten allgemeinen Ideen halten. Um ihre praktischen Folgerungen braucht er sich nicht zu kümmern. Ist er überzeugt, daß die Gottheiten der Vergangenheit, daß die Gerechtigkeit und das Schicksal in die Handlungen der Menschen nicht mehr eingreifen und den Lauf dieser Welt nicht mehr bestimmen, so braucht er den unbegreiflichen Gewalten, die trotzdem in das Leben eingreifen und Alles beherrschen, keinen Namen zu geben. Ob Gott oder das Weltall ihm ungeheuer und furchtbar erscheint, darauf kommt wenig an. Was wir vor Allem von ihm verlangen, ist, daß er uns den Eindruck des Ungeheuren oder Furchtbaren, den er empfunden, nachfühlen läßt. Aber der dramatische Dichter kann sich an diesen Allgemeinheiten nicht genügen lassen. Er muß die Vorstellung, die er sich vom Unbekannten macht, in das wirkliche Alltagsleben übersetzen. Er muß uns zeigen, auf welche Weise, in welcher Gestalt, unter welchen Bedingungen, nach welchen Gesetzen und zu welchem Ende die höheren Mächte, die unbegreiflichen Einflüsse, die unsterblichen Sittengesetze, mit denen er als Dichter die Welt bevölkert, auf unsere Geschicke einwirken. Und da er zu einer Zeit auf die Welt gekommen ist, wo es ihm bei einiger Redlichkeit nahezu unmöglich ist, die alten Gewalten noch gelten zu lassen, die aber, die sie ablösen sollen, noch nicht feststehen und noch keinen Namen haben, so zögert und tastet er; und wenn er ganz ehrlich bleiben will, verzichtet er darauf, sich über die unmittelbare Wirklichkeit hinauszuschwingen und mehr zu thun, als die menschlichen Gefühle in ihren materiellen und psychologischen Wirkungen zu beobachten. In dieser Sphäre kann er mächtige Werke voll Beobachtung, Leidenschaft und Weisheit schaffen; aber ganz gewiß wird er niemals die tiefere und umfassendere Schönheit der großen Dichtungen erreichen, in denen die Handlungen der Menschen den Schimmer des Unendlichen tragen; und er muß sich fragen, ob er auf solche Schönheit für immer verzichten soll.

* * *

Ich glaube: Nein; er braucht nicht zu verzichten. Er wird, will er diese Schönheiten ins Leben ziehen, auf Schwierigkeiten stoßen, die vor ihm keines Dichters Weg hemmten, aber es wird ihm morgen gelingen. Und selbst heute, im gefährlichsten Augenblick des Entweder-Oder, ist es einem oder zwei Dichtern gelungen, über die Welt der handgreiflichen Wirklichkeit

hinauszugehen, ohne in die der alten Chimären zurückzufallen, denn die höhere Dichtung ist mehr denn Alles das Gebiet der Ueberraschungen und die allgemeinsten Regeln tauchen plötzlich auf, wie Trümmer von Sternen, die den Himmel da durchkreuzen, wo man keinen Lichtschein erwartete, als verblüffende Ausnahmen. Da ist „Die Nacht der Finsterniß“ von Tolstoi, die über den alltäglichsten Fluß des niederen Lebens hingleitet, wie eine schwimmende Insel von grandiofer Schrecklichkeit und blutigroth von Höllequalm, aber auch umspielt von der riesigen weißen, reinen Wunderflamme, die aus der Kinderseele des alten Alim hervorlodert. Da sind Ibsens „Gespenster“, wo in einem gutbürgerlichen Salon eins der furchtbarsten Mysterien des Menschengeschickes blendend, erstickend und die Handelnden behörend hervorbricht. Umsonst verschließen wir uns den Schauern des Unbegreiflichen: in diesen beiden Dramen walten höhere Mächte, die wir Alle auf unserem Leben lasten fühlen. Denn es ist weniger die Strafe des christlichen Gottes, die uns in Tolstois Dichtung beängstigt, als die Macht des Gottes in einer Menschenseele, die einfältiger, gerechter, reiner und größer ist als die anderen. Und in Ibsens Drama ist es die Macht eines Gesetzes der Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, dessen Furchtbarkeit man erst zu ahnen beginnt: des Gesetzes der Vererbung, das vielleicht bestreitbar und wenig bekannt, aber doch so wahrscheinlich ist, daß seine Riesendrohung den größten Theil Dessen deckt, was man in Zweifel setzen könnte.

Aber trotz diesen unverhofften Lösungen ist das Mysterium, das Unbegreifliche, Uebermenschliche und Unendliche — was liegt an den Namen? — doch so wenig gefügig und willfährig geworden, seit wir göttliche Eingriffe in die menschlichen Handlungen nicht mehr a priori anerkennen, daß selbst der Genius diesen glücklichen Wurf nur selten thut. Wenn Ibsen in anderen Werken versucht, die Geberden seiner Menschen mit anderen Mysterien zu umkleiden, indem er ihr Bewußtsein ungewöhnlich steigert oder seinen Frauengestalten die Gabe des Hellsehens leiht, so ist der Dunstkreis, den er schafft, vielleicht seltsam und beängstigend, aber selten gesund und lebensfähig, weil zu selten vernünftig und der Wirklichkeit getreu.

* * *

Früher gelang es dem großen Genie, manchmal sogar dem einfachen, biederen Talent, uns im Theater diesen tiefen Hintergrund, diese Wolkengipfel, dieses Wehen des Unendlichen und all Das zu zeigen, dessen Namen- und Gestaltlosigkeit uns erlaubt, unsere bildlichen Vorstellungen hineinzuflchten, und das überhaupt nothwendig scheint, um dem Drama den nöthigen Tiefgang und seine ideale Höhe zu verleihen. Heute fehlt fast immer der räthselhafte, unsichtbare, aber überall gegenwärtige Dritte, den man die er-

habene Person nennen könnte und der wahrscheinlich nichts Anderes ist als die unbewußte, aber starke und überzeugungsvolle Weltauffassung des Dichters, die seinem Werk eine höhere Weihe verleiht, Alles, was sonst daran ist, überlebt und uns immer wieder in seinen Bann zwingt, ohne jemals seine Schönheit zu erschöpfen. Doch räumen wir nur getrost ein, daß dieser Dritte auch unserem heutigen Leben fehlt. Wird er wiederkehren? Wird eine neue, experimentelle Auffassung der Gerechtigkeit oder der Gleichgiltigkeit der Natur ihn uns bringen, eins jener ungeheuren allgemeinen Gesetze der Materie oder des Geistes, die wir kaum zu ahnen beginnen? Jedenfalls wollen wir ihm seinen Platz frei halten. Fügen wir uns darein, wenn es sein muß, daß nichts an seine Stelle tritt, so lange er braucht, um von der Finsterniß loszukommen, aber erheben wir keine Hirnspinnste mehr auf den Thron, den unsere Geduld ihm bewahrt hat. Sein leerer Platz im Leben und die Erwartung seiner Wiederkehr sind an sich schon werthvoller als alle Hirnspinnste, mit denen wir diese Lücke auszufüllen versuchen könnten.

* * *

Was mich selbst und mein armes Theil betrifft, so schien es mir nach den kleinen, vorhin genannten Dramen weiser und redlicher, den Tod von diesem Thron, der ihm vielleicht nicht gebührt, zu verweisen. In dem letzten von ihnen, das ich noch nicht genannt habe, in „Aglavaine und Selysette“, wollte ich, daß er der Liebe, der Weisheit oder dem Glück einen Theil seiner Macht abtrete. Er hat mir nicht gehorcht, — und ich warte mit der Mehrzahl der Dichter meiner Zeit darauf, daß eine andere Gewalt sich offenbare.

Die beiden „kleinen Dramen für Musik“ endlich, die nach „Aglavaine und Selysette“ kommen — „Blaubart und Ariane oder die vergebliche Befreiung“ und „Schwester Beatrix“, nach einer alten Klosterlegende — sind in erster Linie melodramatische Unterlagen für die Komponisten, die mich darum gebeten hatten; sonst wäre Manches, was darin mit ein paar Worten, einer Geberde angedeutet ist, breiter ausgestaltet und der szenische Aufbau wäre anders geworden. Aber so, wie sie sind, erheben sie keinen Anspruch auf große philosophische und moralische Probleme; es sind im besten Fall die ersten tastenden Schritte Eines, der eine Schaubühne des Friedens, des Glückes und der thränenlosen Schönheit sucht.

Paris.

Maurice Maeterlinck.



Gibraltar.

Unter den strategisch wichtigen Punkten der alten Welt, zu denen Bosphorus, Dardanellen, Suezkanal, Sund, Nord-Ostsee-Kanal gehören, nimmt Gibraltar auch heute noch eine erste, vielleicht die wichtigste Stelle ein. Wohl sind, namentlich in den bekannten Äußerungen Gibbon Bowles', allerlei Gründe, die für eine niedrigere Einschätzung dieses Platzes sprechen, geltend gemacht worden. Spanien, hieß es, könne mit den an der Bucht von Algeiras und auf der Sierra Carbonera aufgestellten Batterien die Stadt, den Hafen und die Docks Gibraltar unter Feuer nehmen; auch würde die Besetzung und militärische Ausgestaltung Tanger oder Ceuta durch eine andere Seemacht den Werth Gibraltar mindern. Doch diese Bedenken erscheinen übertrieben. Gibraltar ist eine der stärksten Artilleriepositionen der Welt; es ist mit 500 — nach anderen Angaben sogar mit 800 — Geschützen armirt und darunter sind die modernsten und schwersten Arten, die fast sämmtlich nach der spanischen Küste und nach Süden feuern. Der Hafen von Tanger aber ist ganz offen, unbefestigt, eher eine offene Rade als ein Kriegshafen und der von Ceuta ist klein, schlecht gehalten und nur durch völlig veraltete Befestigungen geschützt. Ferner ist die militärische Leistungsfähigkeit Spaniens, wie der Krieg gegen Amerika bewiesen hat, so gering und bei der Verwundbarkeit seiner Küsten und ihrer Handels- und Hafenplätze ein Kampf der Halbinsel gegen England so unwahrscheinlich, daß die Briten nicht einmal zu fürchten brauchen, die Spanier in eine ihnen feindliche Koalition eintreten zu sehen.

Von der taktischen Bedeutung Gibraltar habe ich mich vor zwei Jahren selbst überzeugt. Ein etwa eine halbe Quadratmeile umfassender, $3\frac{1}{2}$ Kilometer langer, 500 bis 800 Meter breiter Felsrücken erhebt sich rings vom Meer umgeben und nur im Norden durch eine etwa $8\frac{1}{2}$ Kilometer lange und durchschnittlich zwei Kilometer breite Landzunge mit dem spanischen Festlande verbunden, in seinen höchsten Spitzen zu einer Höhe von 1200 bis 1400 Fuß über das Meer und beherrscht nicht nur die westlich gelegenen, fast überall mehr als eine deutsche Meile entfernten Küsten der Bucht von Algeiras, sondern überragt auch den südlichsten Vorsprung der Sierra Carbonera, den „Stuhl der Königin von Spanien“, und den Kamm der Sierra um einige hundert Fuß. Von einer solchen, stark armirten Artillerieposition aus ist es bei den heutigen Mitteln der Entfernungbestimmung, im Besitz guter Karten, Distanzmesser u. s. w., nicht allzu schwer, die spanischen Küstenbatterien und die der Sierra Carbonera, falls sie nicht Panzerichug erhalten, selbst bei verdeckter Anlage niederzulampfen und ihre Beschließung des Hafens, der Docks und der Stadt von Gibraltar unschädlich zu machen.

Die außerordentliche Bedeutung Gibraltar für England und die eng-

lische Flotte, nicht nur als „des Schlüssels zum Mittelmeer“, sondern auch als eines festen Stützpunktes seiner Geschwader auf dem Wege zum Suezkanal und nach Indien, liegt jedoch nicht etwa in der Gewißheit, daß die Geschütze Gibraltars die Meerenge beherrschen — bei einer Breite von fast drei deutschen Meilen kann davon nicht die Rede sein —, sondern darin, daß die britische Mittelmeerflotte, gestützt auf Gibraltar und Malta, mit Sicherheit zu operiren und die Meerenge jedem nicht stark überlegenen Gegner zu sperren und daß sie in Gibraltar Havarien auszubessern, Reparaturen vorzunehmen, ihre Kohlen-, Lebensmittel- und Munitionsvorräthe und ihre Mannschaft zu ergänzen vermag. Auch würde sie im Fall einer Niederlage unter den Kanonen Gibraltars Schutz gegen den Sieger. Nicht die Geschütze Gibraltars beherrschen die Meerenge; diese Herrschaft gehört dem auf sie und den Kriegshafen basirten englischen Mittelmeergeschwader. Der Kriegshafen von Malta hat, da er nicht den Schlüssel zum Mittelmeer bietet, so wichtig er auch ist, nicht annähernd die Bedeutung Gibraltars für England.

Natürlich bemühen sich die Briten denn auch, diesen wichtigen Stützpunkt zu modernisiren. Erst seit ein paar Jahren hat Gibraltar ein Dock; nun soll es zwei neue erhalten. Als im englischen Parlament darüber verhandelt wurde, meinte Gibson Bowles, diese Docks dürften, um nicht dem Feuer der spanischen Batterien ausgesetzt zu sein, nicht auf der Westseite des Felsens angelegt werden. Die Fachmänner erwiderten ihm, ein auf der Ostseite angelegtes Dock werde zwar vor direktem Geschützfeuer von der spanischen Küste her gesichert sein, doch auch da nicht vor dem allerdings weit unsichereren indirekten, namentlich aber nicht vor dem einer östlich von Gibraltar erscheinenden feindlichen Flotte, da gegen sie dann der Schutz des Felsens fehle. Auch seien für die Hafenanlagen auf der Westseite schon ungeheure Summen ausgegeben; die Neuanlage auf der Ostseite werde Zeit und mindestens wieder fünf Millionen Pfund kosten und vielleicht gerade in der Stunde schwerster Bedrängniß noch unvollendet sein. Dieses Argument schlug durch; und einstweilen bleibt es also beim Besten.

Als die Gibraltar-Frage auftauchte, erklärte die englische Presse, der „Schlüssel des Reiches“ sei nicht genügend geschützt und die Entwicklung der französischen Mittelmeerflotte könne bedrohlich werden. Eine aus Seeleuten und Artilleristen zusammengesetzte Kommission wurde mit einer gründlichen Untersuchung beauftragt. Der Präsident, Vice-Admiral Sir Harris Rawson, forderte in seinem Bericht: drei neue, gut armirte Docks; einen durch den Gibraltar-Felsen führenden Tunnel, der in Kriegszeiten die Verbindung zwischen beiden Seiten sichere; drei neue Hafendämme und ein gegen das Feuer des Feindes geschütztes Hafensassin, in dem die britischen Schiffe Kohlen, Lebensmittel und Munition einnehmen könnten. Diese Anlagen würden

nach ungefährer Schätzung 4 820 000 Pfund oder 96 $\frac{1}{2}$ Millionen Mark kosten. Ist England entschlossen, den steilen Weg imperialistischer Politik weiter zu wandeln, dann muß es auch zu dieser Aufwendung reich genug sein, für die sich auch der Erste Lord der Admiralität, Lord Selborne, und dessen Vorgänger, Mr. Goschen, ausgesprochen haben. Auch für die Ostseite ist freilich die Anlage eines geräumigen Hafensassins und Docks vorgeschlagen; doch ist es zweifelhaft, ob man die dafür erforderlichen hundert Millionen Mark nicht lieber zum Bau neuer Schlachtschiffe verwenden wird, die dem Mittelmeergeschwader sehr zu fehlen beginnen. Auch haben die Spanier nach geheimen Verhandlungen mit England den Batteriebau aufgegeben.

Der Leser wird sich erinnern, daß vor etwa hundert Jahren Nelson nur geringen Werth auf Gibraltar legte. Der Hafen schien ihm völlig unzureichend und sehr schwer zu verbessern; er zog ihm den vortrefflichen Hafen von Port Mahon auf Minorca als Basis seiner Flottenoperationen vor. Damals gab es noch keinen Suezkanal und ein englischer Stützpunkt am Eingang des Mittelmeers hatte noch nicht die heutige Bedeutung. Jetzt aber — und besonders, wenn zu der vorhandenen Werft noch die neuen Docks und Dämme gekommen sein werden — ist die Wichtigkeit des Hafens von Gibraltar nicht zu unterschätzen. Bei Tanger und Ceuta, auf die so oft hingewiesen wird, wären fast alle Anlagen für einen geräumigen, modern besetzten Kriegshafen neu zu schaffen. Bei Tanger anker die Schiffe auf offener Rhede. Der Hafen von Ceuta aber ist, wie ich schon erwähnte, klein und schlecht und seine Befestigungen sind veraltet. Welche Macht aber ist überhaupt in der Lage, ein der englischen Mittelmeerflotte ähnliches Geschwader bei Ceuta oder Tanger dauernd zu stationiren, ohne dabei auf wichtigere, mit allen erforderlichen Anlagen ausgestattete Flottenstationen für ihre Hauptstreitkräfte im Mittelmeer zu verzichten? Eine Verdoppelung der Geschwader ist doch nicht von heute auf morgen zu erreichen. Selbst General Codrington, ein früherer Gouverneur Gibraltors, der die Bedeutung dieses Punktes nicht übermäßig hoch einschätzte und vor der „Legende von Gibraltar“ warnte, kam zu dem Schluß, der sehr vortheilhafte Platz, der die Beherrschung der Meerenge ermögliche, müsse erhalten bleiben, schon weil er eine werthvolle Depot- und Reparaturwerkstätte und ein für die mit der Kontrolle der Meerenge beauftragte Flotte unerläßlicher Zufluchthafen sei.

Gewiß hat Gibraltar Mängel: der Hafen war bisher den dort gefährlichen Südwestwinden und Torpedobootangriffen bei Nacht und Nebel ausgesetzt; und die Nähe der ziemlich stark armirten spanischen Küste war nicht unbedenklich. Doch die zuerst genannten Mängel werden durch die neuen Hafendammanlagen beseitigt und die spanische Gefahr ist bei der gewaltigen Artillerieposition Gibraltors und dem Geschützreichtum des Mittelmeergeschwaders

nicht allzu beunruhigend. Schon hat die englische Diplomatenkunst ja erreicht, daß Spanien von weiteren Befestigungen Abstand nimmt.

Auf die Erzählung französischer Fachblätter, Spanien besitze in Ceuta und Tarifa zwei Gibraltars von weit günstigeren natürlichen Bedingungen und ohne eine bedrohliche Nachbarschaft, die leicht zu die Meerenge beherrschenden Plätzen auszugestalten seien, — auf solche Phantasien braucht man um so weniger einzugehen, als diese Plätze vier Deutsche Meilen von einander entfernt liegen und daher die Meerenge von ihnen aus, ganz wie bei Gibraltar, nur durch ein starkes Geschwader, das Spanien fehlt, beherrscht werden könnte. Schon deshalb wäre es thöricht, dort Befestigungen und Kriegshäfen anzulegen; der Bau würde Duzende von Millionen verschlingen, die Spaniens Finanzen für solche Zwecke nicht aufbringen können. Gibraltar wird nach wie vor der Schlüssel Englands zum Mittelmeer und zum Wege nach dem Suezkanal und Indien bleiben; und gerade das Greater Britain kann keiner anderen Macht gestatten, sich mit einem besetzten Kriegshafen und einem starken Geschwader an der südlichen Seite der Meerenge festzusetzen.

Breslau.

Oberstleutnant Rogalla von Vieberstein.



Um die Weltmeisterschaft.

W^{ie}ins der höchsten Ideale unserer Zeit ist der „gesunde Menschenverstand“; und das Urbild des Philisters ist der anthropomorphe Ausdruck dieses Begriffes. Dehre Wallungen des sonst trüg rinnenden Geblütes nimmt der zu der allwissenden Gottheit Betende mit heim und schaut verachtungsvoll auf das thörichte Treiben der nur vom Instinkt geleiteten, das überall leider in seine Wege tritt. Im Allgemeinen theilt dieser Gott aber das Schicksal aller Himmelschen: stets wird gegen seine Satzungen verstoßen und man erinnert sich seiner Tröstungen am Liebsten in Raterstimmungen. Auch ist seinen Sittenlehren, wie allen anderen, eine wohlthunende Dehnbarkeit eigen, denn man versucht oft mit Glück, die vom Instinkt angerichteten Verirrungen durch die besondere Logik des gesunden Menschenverstandes später zu legitimiren. Das ist namentlich eine Spezialität älterer Herren, die all die Zudungen ihrer absterbenden Triebe so vor sich selbst zu rechtfertigen suchen. All in ihrer Würde kann man sie auf der Straße beobachten, wenn hinter den schaurigen Gerüsten einer Radrennbahn das Beifallsgeschrei vieler Tausende brandet. Sie stoßen den Fremden vertraulich an, zeigen mit dem Daumen rückwärts zur Bahn hinüber und sagen, geschwollen von Ueberzeugung, nur ein Wort: „Verrückt!“ Dann gehen sie in die Stammkneipe, um Skat zu spielen. Sie ahnen nicht, die Guten, daß sie im Grunde das Selbe thun wie die Jugend in der Rennbahn; mit dem Unterschied, daß

hier die Hoffnung aus voller Kehle schreit, dort die Resignation mit hartem Knöchel auf die Tischplatte klopft.

Zast alle Menschen reiten auf Stedenpferden, die Einen schärfer, die Anderen gemächlicher; und stets treibt das selbe Gefühl zu dieser ergötzenenden und ergötzlichen Thätigkeit: die ewig unbefriedigte Sehnsucht nach sich selbst, der Drang — der zugleich als kräftigster Wille zum Leben angesprochen werden kann —, sich zu fühlen, sei es durch Anstoß von außen oder von innen. Wer sich in der Arbeit nicht ausleben kann, sattelt flugs ein Köhlein und reitet los; entweder gestützt auf den bequem angelegten Reitwegen der Gesellschaft oder mit Hurra und Hussa über Stock und Stein. Die Sonntagsreiter auf launfrommen Rossen bilden freilich die Mehrheit.

Derer, die all ihre Triebe und Fähigkeiten im Beruf erschöpfen können, sind so Wenige; sie zählen freilich zehnfach, als die Besten des Volkes. In allen Thätigkeiten, deren Grenzen nicht zu eng gezogen sind, kommen sie vor; doch stets nur in wenigen Exemplaren. Kunst und Wissenschaft sind die treueste Heimath solcher Vollmenschen; aber auch Männer der That, Staatsmänner, Fabrikanten, unternehmende Kaufleute, Techniker bis herab zum einfachen Monteur, Handwerker sind mitunter wahre Fanatiker ihres Berufes und dann, nicht immer im höchsten, aber doch im guten Sinn glücklich. Die Bedingung ist, daß Werthe geschaffen werden, die zum Intellekt des Schaffenden im rechten Verhältnis stehen. Der übereifrige Unteroffizier, der seine Mannschaft mißhandelt, gehört nicht in diesen Kreis; denn es ist nur der „Wille zur Macht“, der dort einmal das Stedenpferd im Beruf selbst findet. Aber die außerordentlich Verliebten müssen der kleinen Gemeinde zugezählt werden; freilich nur für die relativ kurze Dauer eifrigster Verliebtheit. Es ist eine winzige Minorität.

Die soziale Slaverei wird täglich umfassender; der Mensch ist zum Maschinentheil, die Arbeit zum notwendigen Uebel geworden. Dennoch hat Jeder kleine Gaben, Talente, Wünsche nach Bethätigung, die ihn peinigen und drängen mit der Macht des Hungers; er will sich fühlen und in dem großen Strom des Lebens auf besondere Art umherplätschern. Der ganz niedergedretene Mensch flieht in die Gemeinschaft einer sezeßionistischen Klingelingreligion; in der „Zwiesprache mit Gott“ darf er sich endlich einmal selbst hören. Die kultivirtere Natur wird in Kunst und Wissenschaft dilettiren, im Theater oder im stillen Kämmerlein über den Büchern die Höhepunkte des Daseins empfinden. Die ehrgeizige Persönlichkeit, die Armuth oder geistige Ungulänglichkeit den Weg zur Höhe nicht finden lassen, wirft sich dem Sport oder — später — dem im Spiel organisirten Zufall in die Arme. Dem Philister aber genügt für sein verkrüppeltes Sehnsüchtlein schon das Spiel mit dem Trumpf: „Alle Neun!“

Auf der Hadrambahn treten solche Unterströmungen der Empfindung besonders reizend auf, weil dieser Rennsport wohl das sinnfälligste Symbol des Ehrgeizes bietet. Dem gesunden Menschenverstand muß hier freilich Alles „verrückt“ erscheinen. Ein Mann kann schneller fahren als der andere: Das ist nichts Besonderes. Die Welt wird nicht besser von dem ungeheuren Aufwand an Kraft und Energie, es ist kein Vortheil für die so beliebte „Allgemeinheit“ erkennbar; nicht die Freude über etwas Unerwartetes spricht hier, denn das Interesse konzentriert sich ja intensiv auf die Favoriten; die mit dem Porte-

monnaie betheiligte Spielwuth ist es auch nicht, denn auf der Rennbahn giebt es weder Totalisator noch Buchmacher. Und doch! . . .

Erheiternd sind die krampfigen Versuche der Sportpresse, Etwas, das dem auch von ihr sehr geschätzten gesunden Verstand unsinnig erscheinen muß, logisch zu legitimiren. Dem Pferdemenſchen wird es leichter; denn ihm steht das trefflichere Argument von der vaterländischen Pferdezuucht zur Verfügung, mit all ihren reichen pferdemäßig-sittlichen Perspektiven. Was aber bleibt den für die Madonnen Eintretenden übrig als die brüchige Erklärung, dieser Sport mühe der nationalen Gesundheit? Dort wird das Gestütproblem vor den Zweifeln hingepflanzt, ein erhabenes Konkretum; hier bleibt nur ein wehenloses Ideal, weil Rennfahrer doch nicht für Zuchtzwede benutzt werden können. Und mit Imponderabilien wissen Leute dieser Art so gar nichts anzufangen.

Dennoch ist es nützlich und auch nöthig, eine Erscheinung, die durch ihre epidemische Kraft ein sozialer Faktor geworden ist, auf ihr Wesen zu prüfen. Hinter diesem egalirten Unſtum liegt eine Welt, eng bedrückt von den buntesten Sehnsüchten der Volksseele; wer sich da hineinlebt, thut einen Blick in unberechenbare Gewalten, an denen er bisher, ohne ihrer zu achten, vorübergegangen ist, die er aber eines Tages als Posten in die der Zukunft zu präsentirenden Rechnung eingestelt finden wird.

Die das weite Rund umlagernde Volksmenge zeigt eine besondere Physiognomie; sie setzt sich aus sehr jungen Leuten zusammen und aus jenen magern Menschen, die Caesar nicht leiden mochte. Fast Alle, die über das Jugendalter hinaus sind, verrathen ein sanguinisches oder cholericisches Temperament; oder doch Temperamentsmischungen, die da hinüber neigen. Phlegmatiker und Melancholiker sind eine Seltenheit; alte Leute fehlen ganz. Die Phantasie nimmt bei Allen — bei der Jugend noch, bei den Aelteren, oft Enttäuschungen dagegen schon wieder — als stimulirendes Mittel die Stelle der realen Hoffnung ein. Nicht darauf kommt es hier an, wie hoch Jemand sein Traumziel sucht: es kann der Ehrgeiz sein, eine große Symphonie zu komponiren, oder nur der, eine Rang-erhöhung im Bureau oder in der Werkstatt zu erlangen. Beschreiben pflegt ja freilich in Gedanken Keiner zu sein; denn wer ist von dem heimlichen Hochmuth frei, der sich allen Anderen überlegen dünkt und ganz das Zeug in sich fühlt, die Menschheit autokratisch zu beherrschen? Weltmeister fühlt sich der Beiseidenste im tiefsten Herzen. Weil aber solche Gefühle nur geistig und undefinirbar sind, können vielleicht nicht fünf von der ungeheuren Zuschauermenge die wahren Motive ihres ehrgeizigen Interesses angeben; eben darum ist auf der Rennbahn Alles Temperamentssache.

Der seelische Vorgang mag so sein: jeder Zuschauer identifizirt sich im Geist mit dem Favoriten. Der führt die geheimsten Wünsche zum Siege. Ein Selbstbetrug! Eine Selbstbespiegelung der Instinkte. Der Jubel, der wie ein einziger inbrünstiger Schrei emporstiegt, gilt nicht dem Sieger, sondern dem eigenen Traum vom Sieg, er ist ein unartikulirter Laut des künstlich aufgeheizten, an sich selbst berauschten Thatendranges. Die Sehnsucht, die eines sichtbaren Symbols bedarf, sitzt im Sattel und reitet wie das Wetter. Antrieb aller Thätigkeit ist der Wettstreit; hier ist Alles: Kampf und Sieg. Jeder fährt im Geist um die Meisterschaft seiner kleinen Welt. Man muß beobachtet haben,

wie in den letzten Sekunden vor der Entscheidung die Erwartung durch die Menge zittert, wie blitzschnell die Empfindungen der einmütig sich äussernden Volkspyche einander ablösen. Ein angstvolles Getöse läuft im Kreise mit, der Kampf um ein paar Centimeter Vorsprung im Endspurt wird von einem ganzen Volk mit geballten Händen, verzerrtem Gesicht und einem Fußstampfen, dessen Gewalt die Kraft des Favoriten verstärken möchte, begleitet. Und während Dieser sich kurz vor dem Ziel mit letzter Anstrengung vorwärts arbeitet, löst sich die gewalttame Spannung in einem einzigen frenetischen Gebrüll. Siegt ein Auserer, etwa ein Ausländer, so tritt an die Stelle des subjektiven Jubels der objektive Beifall; denn das Gerechtigkeitsgefühl diszipliniert meist sofort die tiefe Enttäuschung. Aber die heftigsten Subjektivisten pfeifen dann sogar und haben oft nicht übel Lust, Den, der sie ganz persönlich besiegt hat, mit Bierseideln zu bombardiren. Sind zwei Favoriten im Feld, so wechselt die Sympathie blitzschnell, wie der Sieg herüber und hinüber schwankt. Eine objektive Freude am Sport giebt es da nicht. Wenigstens sah ich sie noch nie.

Der Patriotismus, der weitere und engere, spielt natürlich eine große Rolle. Denn im Grunde ist auch er ja nur ein Symbol, worüber sich Viele im Drange nach Selbstbewußtsein geeinigt haben. Der Einzelne fühlt sich stark in seiner siegenden Nationalität. Wenn so der Kampf den Doppelreiz des Sieges eines favorisirten Volksgenossen gegen einen Ausländer hat, werden zwei unter einander verwandte Gefühle zugleich befriedigt.

Die Maßlosigkeit in den Aeußerungen des Beifalls und Mißvergnügens ist erschreckend; solche Ausbrüche giebt es bei keiner anderen Schaustellung. Heute feiert man den Sieger wie einen Nationalheros, morgen wird er schände ausgepiffen, weil er die allgemeine Erwartung getäuscht hat. Das heißt: weil Jeder in sich enttäuscht ist und einen Prügeljungen will.

Es würde interessant sein, die verschiedenen Nationen auf der Rennbahn zu beobachten; wesentliche Züge der Volksart enthüllen sich dort dem Aufmerkenden. Breite Schichten der Bevölkerung frischen so ihr Temperament auf. Die höheren Zehntausend kommen nie auf die Radrennbahn und nur selten die sogenannten Gebildeten; Die zeigen sich dann „objektiv“. Das Stammpublikum besteht vorwiegend aus Leuten, die selbst nicht radeln, keinen Sport thätig betreiben. Gerade die Stubenhocker sind hier zu finden, die Bureaumenschen, die zu Industriearbeitern gewordenen Handwerker, ihrer Arbeit unfröhe Menschen, Alle, die dem von langer Unlust genährten Drang zur Unthätigkeit nachgeben möchten, Unzufriedene mit verdrossenen Gesichtern, die ihre ganze Jugendkraft daran setzen mußten, für den Kampf ums Dasein solche Waffen zu schmieden, wie sie Andern in die Wiege gelegt werden, Schwächlinge, die schon mit sieben- undzwanzig Jahren im Streit des Lebens kapitulirt haben, daneben feinere Naturen, die unter ihren wahren Stand gedrückt sind, und dann die große unmündige, noch maßlos hoffende Jugend. Der rohe, bewußte Ehrgeiz hat hier nichts zu suchen, er ist ganz mit seinen zweckvollen Plänen beschäftigt; aber der unruhige, triebhafte Ehrgeiz ohne klares Ziel findet sein Leben auf diesen Tribünen, die Sehnsucht, die ihren Gegenstand nicht kennt. Ein ganzer Mensch, der sich seines Wesens bewußt ist und kann, wie er will, geht nicht aus Leidenschaft auf die Rennbahn. Aber auch nicht ins Theater; ihm genügt sein Arbeit-

zimmer, das Leben und ein kleiner Kreis gleichgestimmter Freunde. Den Frauen ist ein Rennen kein Zeitvertreib. Was man vom weiblichen Geschlecht dort findet, ist nur Begleitung oder . . . wettet. Niemals rufen sie herzlich ein Hurra mit; im Gegenteil: sie machen sich heimlich lustig über die Männer. Die Ziele der weiblichen Phantasie sind so ganz andere, liegen dem Ehrgeiz zu fern; Jeder hat eben die Interessen seiner Instinkte.

Wenn die allgemeine Leidenschaft für Radrennen sozial gewerthet werden soll, kann man sie eine Sehnsucht nach angewandter Lebensenergie nennen. Das Schauspiel ersetzt aber dem Zuschauer das Leben vollständig; er läßt sich kämpfen, ohne einen Finger zu rühren, und genießt den Sieg wie seinen eigenen. Darin liegt das Bedenkliche. Nur die Augenblicke der Rennen bringen dem Leidenschaftlichen noch kräftiges Lebensgefühl; die Tage und Wochen zwischen den Schauspielen schleichen in Erwartung qualvoll dahin. Für sich selbst haben die Meisten die Hirnte ins Korn geworfen; oder sie werden es sicher doch bald thun. Nur Wenige gewinnen gerade hier Kraft und Entschlossenheit, den Kampf noch einmal aufzunehmen. Wie traurig muß es um ein Volk stehen, dessen jüngere und bessere Elemente von der sozialen Noth in ein Traumland getrieben werden! Es sind stets nur Untergangszeiten, in denen Circuskämpfe den Völkern zur Lebensfrage werden. Die Volkspädagogen klagen, die „Idealität“ sei im Sterben. Es ist wahr: Gesang- und Theatervereine verlieren ihre Mitglieder, es wird weniger gelesen; die freie Zeit gehört dem Rad. Aber hier ist zu unterscheiden zwischen dem Nadeln und dem Besuch von Rennen. Die Radler halten nicht viel vom Rennsport; sie betrachten die Sache vom hygienischen Standpunkt und fahren hübsch gemächlich vors Thor. Die Jugend allein verbindet wohl Beides. Dieses Kapitel sollten also Volkspädagogen und Volkshygieniker unter sich ausmachen. Ich bin der lehrerischen Meinung, daß es ziemlich gleich ist, ob mehr schwarze oder weiße Steckenpferde geritten werden; wer einen lebendigen Gaul bezwingen kann, braucht überhaupt keins. Beredelnd und Charakterbildend sind oberflächliche Liebhabereien nie, und können sie noch so tief aus einer Begabung heraus; sie sind in der Regel nur Mittel, leichter über das schwere Leben hinwegzukommen, mit Freistundenidealismus ein Feierabendglück zu gründen. Bildend und kulturfördernd ist nur die That, sei sie groß oder klein. Der Mann, der seiner Arbeit das beste Herzblut opfert, wird alle Steckenpferde seinen Kindern zum Spiel überlassen. Necht Vielen die Möglichkeiten für tüchtige, schöpferische Arbeit zu schaffen, der in tausend Bächlein quellenden und strömenden Sehnsucht Mühlen zu bauen: Das ist eine soziale Frage, die nur durch innere und äußere Revolutionen beantwortet werden kann.

Manches noch kann man aus dem Getöse des Beifalls, der hinter den schaurigen Brettergerüsten der Radrennbahn brandet, heraus hören. Gerade so klangen die wilden Zurufe im Circus der römischen Kaiserzeit; ein entartetes Volk geberdete sich dort wie toll, das verlernt hatte, in der Arena des Lebens selbst um Sieg zu kämpfen, und dem ein buntes Schauspiel die männlich schöpferische Bethätigung ersetzen mußte.

Friedenau.

Karl Scheffler.



Der Rechtsanwalt.

In einem kleinen, niedrigen Zimmer stand der etwa sechsundzwanzigjährige Rechtsanwalt Kurt Müller und schaute sehnsüchtig auf die Hauptstraße hinaus. Er hatte, wie die älteren Kollegen spotteten, vor sechs Wochen hier, in der ihm unbekanntem Provinzialhauptstadt, die Becken herausgehängt und eben einen Brief an seine betagten Eltern vollendet, in dem er ihnen noch einmal mit bewegten Worten für den letzten Zuspruch und all die großen Opfer dankte, durch die sie ihm ermöglicht hatten, das Studium und die lange Referendarzeit zu absolviren. Nun war sein Wunsch, Vertheidiger zu werden, erfüllt. Aber noch fehlten die Klienten . . . Da war ihm, als höre er die Thür zum benachbarten Bureauzimmer gehen. Weil aber Niemand klopfte, trat er mit nervöser Hast vom Fenster zurück, riß die Thür zum Bureau auf, überzeugte sich, daß kein Mensch ihn zu sprechen wünsche, und fragte dann den jugendlichen, semmelblonden, mit übergeschlagenen Beinen in thatenloser Ruhe am Pult stehenden Schreiber, ob nichts los gewesen sei.

„Ja, Herr Rechtsanwalt,“ antwortete der Jüngling und nahm den Federhalter, an dem er kante, aus dem Munde; „der Hutmacher von hier drüben hat eine Klage geschickt; kleine Sache wegen drei Mark; gegen einen Kunden für einen nicht bezahlten Filzhut.“

„Warum kommt der Mann nicht selbst?“ fragte Kurt.

„Es ist eine einfache Kaufklage“, erwiderte der hagere Schreiber, der den stolzen Titel Bureauvorsteher trug.

„Wo ist denn der kleine Schreiber?“ fragte der Rechtsanwalt weiter.

„Ich habe den Piccolo zu dem Justizrath geschickt, bei dem ich früher in Stellung war,“ erwiderte der Herr Bureauvorsteher; „da werden um diese Zeit die Akten reponirt. Wir haben so sehr viel Platz in unserem Repositorium und da glaubte ich, es könne nicht schaden, wenn man die leeren Fächer ein Wischen austopft.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Justizrath Barthold trat herein; trotz seiner Siebenzig eine kräftige, frische Erscheinung, an der nur das schneeweiße Haupthaar und der weiße flotte Schnurrbart den Greis erkennen ließen. „Na, lieber Kollege,“ sagte er freundlich, „schon mitten in vollster Thätigkeit? Sie waren so gütig, mir Ihren Besuch zu machen, und da wollte ich doch auch mal nach Ihnen umschauen, zumal ich Ihren lieben Vater noch sehr gut kenne, aus der Zeit her, wo ich Kreisrichter war. Sie waren ja damals noch so ein Steppke mit Kniehosen.“

„Sehr liebenswürdig, Herr Justizrath,“ erwiderte Kurt verbindlich und üdthigte den berühmten Kollegen in sein bescheidenes Sprechzimmer. „Ja, mein Vater hat mir oft von Ihnen erzählt; auch, daß Sie damals als Miether in seinem Hause gewohnt haben.“

Der Justizrath plauderte noch eine Weile unbefangen, erhob sich dann aber schnell mit der Entschuldigung: „Die Zeit drängt bei mir immer“ und schritt, von Kurt ehrerbietig geleitet, hinaus. „Hier sieht Alles noch so neu aus,“ sagte er im Abgehen, während er das gelblackirte Repositorium und das einzige Pult musterte. „Na, die Tintenkege werden bald kommen. Kopf hoch und die Ge-

legenheit nicht verpassen! Einer allein schlägt sich immer durch, obgleich ja die Konkurrenz bei der freien Advokatur erschreckend wächst.“ Damit schüttelte er dem jungen Kollegen die Hand und überließ ihn seinen Grübeleien.

Kurt setzte sich an den Schreibtisch und schlug ein Werk über gerichtliche Redekunst auf. Nach einer Weile wurde er durch ein Pochen des Bureauvorstehers gestört, der die Thür halb öffnete und meldete: „Da ist ein Herr vom Lande, ein Förster, der Sie dringend zu sprechen wünscht.“

In der Thür erschien ein breitschultriger, starcknochiger Förster, das Gesicht umrahmt von einem dünnen Backenbart, der in ein paar hellblonden Zöpfeln endete. Der Mann sah würdig wie ein Geheimrath aus.

„Herr Doktor, ich komme vom Lande; ich habe nämlich die Försterei in Reinensdorf. Eigentlich sollte ich, wie meine Wirthschafterin mir rieth, zum Justizrath Barthold gehen, aber ich habe nicht viel Zeit... Sie werden mich wohl bald einlocken. Ich habe nämlich Einen totgeschossen. Da sah ich Ihr Schild und dachte, der Eine muß ja so viel gelernt haben wie der Andere, und wollte mir nun bei Ihnen Rath holen.“

Da ist die Gelegenheit, jubelte es in Kurt und er zwirbelte voll innerer Erregung seinen kleinen Schnurrbart. Doch bezwang er sich und fragte gelassen: „Es war wohl ein Wilddieb, den Sie erschossen haben?“

„Ein Wilddieb? Ree“, erwiderte der Förster; „schlimmer: ein Spitzbube, ein Hallunke, ein ganz gemeiner Vump! Adam heißt der Kerl und war Waldarbeiter. Vier kleine Kinder sitzen zu Hause, das fünfte war unterwegs. Das hat dem Hallunken wohl nicht gepaßt; da hat er seine Frau gepufft und mißhandelt, daß man schließlich den Jammer nicht mehr mit ansehen konnte. Eines Tages kam die Frau zu mir und erzählte, daß er sie im Walde so lange geschlagen und mit den Füßen bearbeitet habe, bis sie ohnmächtig hingefallen sei; natürlich Fehlgeburt. Da habe ich ihr denn gesagt — es ist nämlich eine ordentliche, saubere und zuverlässige Person und ich bin seit zwei Jahren Wittwer und kann die große Wirthschaft mit der Magd allein nicht im Gange halten —: Kommen Sie doch zu mir, Frau Adam, habe ich gesagt, und führen Sie meine Wirthschaft; dann haben Sie wenigstens ein ruhiges Leben. Die Kinder bringen Sie zu Ihrer Mutter ins Dorf.“

„Und der Mann?“ fragte Kurt.

„Ja, so fragte die Frau mich auch; ich beruhigte sie: mit dem Kerl, dem Säuser würde ich schon fertig werden. Die Frau war einverstanden und blieb am selben Tage noch in der Wirthschaft. Den Adam bestellte ich mir für den nächsten Morgen und sagte ihm, wenn er vernünftig wäre, würde ich ihm regelmäßige Arbeit im Walde besorgen. Alle Vierteljahr könne er sich außerdem die Hälfte des Lohnes seiner Frau von mir abholen, den er für sich und die Erhaltung der Kinder verwenden könne. Der Kerl war überglücklich und betrank sich noch am selben Tage so, daß sie ihn nur mit Mühe aus dem Schwanenteich, in den er hineingetorkelt war, herausziehen konnten. Das kommt aber ganz anders, Herr Rechtsanwalt. Meine Magd, eine Polin, muß wohl geschwaht haben oder es hat auch ein guter Freund ihn aufgehört; genug: der Kerl spielte schon nach einem halben Jahr den Eifersüchtigen und verlangte seine Frau zurück. Ich sagte ihm, sie habe sich bei mir verbunden und er sei damit einverstanden gewesen,

und wies ihn hinaus. Das wiederholte sich drei- oder viermal. Vor acht Tagen nun kam der Herr ziemlich betrunken mir wieder ins Haus, schimpfte seine Frau eine Hure und verlangte, ich solle sie herausgeben. Sie war vor Furcht und Schreck schon ins Hinterzimmer geeilt und machte sich dort mit Fensterputzen zu schaffen. Ich bedeutete ihm, er solle sich seine Frau doch holen; wenn sie wolle, könne sie ja mit ihm gehen. Er ging denn auch ums Haus herum nach der Küche zu. Als er an der Frau vorbei kam, blieb er stehen und fragte: „Na, Bertha, willst Du mit mir gehen? Der Förster hats erlaubt.“ Dann hat er eine halbe Stunde bei ihr gestanden und in seinem Zusetrausch geweint und gebeten, sie solle ihm doch die Schande nicht anthun, sondern mit ihm gehen. Das hat mir die Bertha nachher erzählt. Sie habe sich aber geweigert und ihn einen verjoffenen Patron genannt. Da hat ihn plötzlich eine schreckliche Wuth gepackt. Er ist mit der Axt, die er auf der Schulter trug, wieder ums Haus gelaufen, fand aber zum Glück die Thür schon durch Bertha, die den kürzeren Weg durchs Haus genommen hatte, verriegelt. Da hörte ich auch schon in meiner Stube neben dem Haupteingang sein Poltern und Schreien. „Komm heraus, Du Hund“, rief er, „ich will mit Dir aufs Duell gehen! Einer von uns muß dran glauben!“ Ich stellte mich ruhig ans Fenster. Dann hörte ich, wie er mit der Axt in den gepflasterten Hof hineinschlug. Und schon flogen die Pflastersteine auch durch die Fenster in meine Stube.“

„Und was thaten Sie?“ fragte Kurt gespannt.

„Ich rief nach der Bertha. Sie solle hinten durch den Garten aufs Feld laufen und die Knechte holen, daß sie ihn fesselten. Die kam bald zurück und meldete zitternd vor Aufregung, die Knechte hätten erwidert, sie kämen nicht, die Sache solle der Herr Förster nur allein ausführen; zwischen Mann und Frau steckten sie sich nicht. Nun öffnete ich das Fenster und rief dem Adam zu, wenn er nicht bald ruhig sei und sich vom Hofe schere, würde ich schließen. Wieder flog ein Stein durch das Fenster und beschädigte das Fensterkreuz. Dreizehn große Steine habe ich gesammelt. Sie liegen alle in meinem verschlossenen Schrank. Dann griff ich nach meiner Jagdflinte und gab einen Schreckschuß ab. Das scheint den Lobenden aber zur Raserei gebracht zu haben, denn plötzlich kletterte er an der Holzveranda, die unter meinem Fenster an der Vorderseite des Hauses ist, empor und blieb dort eine Weile auf dem Geländer sitzen. Ich machte meine abgeschossene Flinte wieder schußfertig. Aber es kam nicht so weit. Denn plötzlich schien er zu wanken und fiel rücklings auf die Erde, wo er eine Viertelstunde wie benutzlos liegen blieb. Ich rief der Bertha zu, sie solle hinausgehen und sich nach ihrem Manne umsehen. Sie weigerte sich jedoch und meinte, Der würde schon bald wieder aufstehen. So kam es auch. Wieder fing er zu schimpfen an, — auf mich, auf seine Frau; und schlug sich Pflastersteine heraus, die er in mein Zimmer warf. Einer davon traf mich am Arm. Da nahm ich meine Flinte und paßte auf; jedesmal nämlich, wenn er geworfen hatte, sprang er hinter den Stamm eines Baumes, der fünfzehn Meter entfernt von meinem Fenster steht, um in dessen Schutz neue Steine loszuschlagen. Ich hielt auf das linke Bein, das hinter dem Stamm hervorsah; er stürzte und blieb liegen. Die Knechte haben ihn dann aufgehoben, ihn auf einen Wagen gelegt und ins Krankenhaus gefahren, wo er heute früh gestorben ist. Seiner Frau haben die

Arzte gesagt, eine Blutvergiftung sei hinzugekommen. Auch am Kopf habe er, wahrscheinlich durch den Fall, eine kleine, stark blutende Wunde gehabt . . . Na, mich werden sie jetzt einlocken; denn wenn bei so was Einer drauf geht, ist es wohl immer gefährlich?"

„Um . . . Sind Sie denn schon vernommen worden?"

„Noch nicht, Herr Rechtsanwalt, deshalb komme ich ja gerade zu Ihnen. Ich möchte doch in erster Linie wissen, wie ich mich zu verhalten und was ich so zu sagen habe, denn unser Amtsrichter ist nicht sauber und nachher wird Einem das Wort im Munde umgedreht.“

„Was Sie zu sagen haben? Das kann ich Ihnen doch nicht sagen. Am Besten werden Sie immer fahren, wenn Sie die reine Wahrheit sagen. Und ich denke, die haben Sie mir doch hier vorgetragen.“

„Wort für Wort, Herr Rechtsanwalt; aber wenn sie mich nun fragen, ob ich mit der Bertha Etwas zu thun gehabt habe und ob ich ihn habe todschießen wollen, weil ich die Bertha behalten wollte? Die Anrechte haben schon so was gemunkelt, wie die Bertha mir erzählt hat.“

„Dann antworten Sie auch der Wahrheit gemäß; wenn Sie aber nicht antworten wollen, so kann Sie dazu Niemand zwingen.“ Kurt schlug die Strafprozessordnung auf und las: „Bei Beginn der ersten Vernehmung ist dem Beschuldigten zu eröffnen, welche strafbare Handlung ihm zur Last gelegt wird. [Der Beschuldigte ist zu befragen, ob er Etwas auf die Beschuldigung erwidern wolle. Die Vernehmung soll dem Beschuldigten Gelegenheit zur Beseitigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe und zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Thatfachen geben.“

„Was ich einmal sage, muß ich doch immer sagen?“ fragte der Förster listig.

„Gewiß; Sie können entweder schweigen oder Sie müssen die Wahrheit sagen; und die ist ja immer die selbe.“

„Ja . . . Davon steht aber nichts in Dem, was Sie mir vorgelesen haben!“

„Freilich nicht. Das steht auch nicht im Gesetzbuch. Sie habens aber schon in der Schule gelernt. Die Wahrheit muß man stets sagen, zumal, wenn man vor seinem Richter steht.“

„Muß ich denn auch schwören?“ fragte der Förster.

„Nein; der Angeklagte hat nicht zu schwören. Möchten Sie denn gern schwören?“

Der Förster antwortete nicht gleich, sondern blickte eine Weile nachdenklich auf den Boden und sagte dann: „Wenn ich nun aber schweige und mich nicht vernehmen lasse, dann wird man mich doch wohl für schuldig halten?“

„Sehr möglich.“

„Deshalb komme ich nun zu Ihnen, um mir einen guten Rath zu holen. Sehen Sie, mein alter Vater lebt noch. Den muß ich ganz erhalten; und dann die große Wirthschaft! Wenn sie mich Monate lang einsperren, geht Alles draunter und drüber; und der Freiherr, in dessen Diensten ich stehe, wird mich auch nicht behalten, wenn ich bestraft werde. Wo soll ich dann hin?“

„Ja, ich will gern Ihre Vertheidigung führen, auch weiter gar nichts von Ihnen hören als die Namen der Zeugen, die etwa den Dergang, so wie Sie ihn vortragen, bestätigen können. Aber was Sie zu sagen haben, ist Sache Ihres Gewissens. Das müssen Sie mit sich allein ausmachen. Wollen Sie mir

gleich eine Vollmacht ausstellen, damit ich erforderlichen Falles gegen einen Haftbefehl sofort Beschwerde erheben kann?"

„Was kann mir denn bei der Geschichte passieren?"

„Das ist ganz verschieden und kommt lediglich darauf an, aus welchen Gründen Sie gehandelt haben und ob der Tod in Folge der Schußwunde oder der Fallwunde eingetreten ist. Wenn Sie zum Beispiel nach dem Absturz des Adam den Entschluß gefaßt hätten, ihn, falls er wieder aufstände, niederzuschleichen . . ."

„Kein' Gedanke!"

„Dann könnte man Sie wegen Mordes bestrafen. Hätten Sie aber bei dem neuen Angriff des Adam gedacht: Jetzt nimmst Du Deine Flinte und schießt ihn tot, der Kerl ist ja doch zu nichts nützlich auf der Welt, — dann würden Sie wegen Totschlages mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. Sagten Sie sich jedoch: Der Kerl wird Dir noch das ganze Haus demoliren, Du schießt jetzt, auf die Gefahr, ihn zu töden, — so läge Eventualdolus vor und Sie würden die selbe Strafe erleiden wie beim Totschlag. Wollten Sie ihn aber nur ins Bein treffen, um ihn unschädlich zu machen, so würden Sie wegen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeuges mit Gefängniß nicht unter zwei Monaten davon kommen. Und nimmt man dabei an, daß der Tod die Folge der Verletzung ist, so würde Zuchthaus oder Gefängniß nicht unter drei Jahren darauf stehen."

„Und frei kommen kann ich nicht?" fragte der Förster, der sich während dieser Darstellung unruhig mehrmals seinen Bart gestrichen hatte.

„Die Möglichkeit liegt vor, namentlich, wenn Sie vor die Geschworenen kommen. Freilich müßte man dann annehmen, daß Sie in Nothwehr gehandelt haben, daß also der Angriff noch fortbauerte und Sie zu der Waffe greifen mußten, um ihn abzuwehren."

„Und was müßte ich dann also dem Richter sagen?" fragte der Förster, während er mit verschämtem Säckeln ein Notizbuch hervorzog und den Bleistift an den Lippen aufsuchtete, um sich die Worte seines Rechtsbeistandes zu notiren.

„Die Beantwortung dieser Frage lehne ich ab", sagte Kurt ernst; „ich habe schon vorhin bemerkt: was Sie zu sagen haben, ist die Sache Ihres Gewissens. Ich würde mich der Begünstigung schuldig machen, wenn ich dazu mitwirkte, Sie der Strafe zu entziehen."

„Nehmen Sies nur nicht übel", sagte der Förster, der sich schnell erhob und das Notizbuch ärgerlich zusammenklappte; „was ich in dem Moment gedacht habe, als ich dem Falkenten Eins aufbrannte: Das weiß ich wirklich selbst nicht mehr genau. Das aber weiß ich, daß ich für mein Leben unglücklich bin, wenn man mich jetzt auf Jahre ins Gefängniß oder gar ins Zuchthaus sperrt, und mein armer Vater dazu. Den muß dann die Gemeinde ernähren. Ich muß freikommen. Mit meinem Gewissen und mit dem lieben Gott werde ich dieses Säufers wegen schon fertig werden. Die Frau und die Kinder können Gott danken, daß sie den Thunichtgut los sind. Sie, Herr Rechtsanwalt, mögen ja viel gelernt haben; aber, nehmen Sie es mir nicht übel, Ihr Fach verstehen Sie nicht. Sie sind doch dazu da, einem dummen Kerl, wenn er mal in Noth geräth, aus der Patsche zu helfen. Aber da kommen Sie mir mit Wenn und

Aber, daß mir im Kopf ganz schwindlig wird, und reden auf mich ein, wie unser Pastor sonntags auf die Bauern. Verstanden habe ich es ja schließlich, aber gefallen hat es mir nicht. Wie viel bin ich Ihnen nun schuldig?"

„Das würde in die Gebühr für die Bertheidigung mit einbegriffen sein.“

„Danke, ich habe genug; und jede Arbeit ist Ihres Lohnes werth.“

Der Förster suchte ein Zehnamtstück aus seinem Portemonnaie und warf es hastig auf das grüne Tuch des Schreibtisches; eben so schnell ergriff er seinen Hut und verließ hoch erhobenen Hauptes das Bureau, während Kurt auf die Frage des Bureauvorstehers: „Was's nichts, Herr Rechtsanwalt?" kleinlaut entgegnete: „Nur eine Konferenz in Straßachen. Notizen Sie, bitte, zehn Mark.“

* * *

Drei Monate waren vergangen. Der Rechtsanwalt Kurt Müller saß an dem großen Tisch im Anwaltszimmer des Amts- und Landgerichtes, als der Justizrath Barthold hereintrat und, von allen Seiten ehrerbietig begrüßt, Kurt ansprach, der um diese Auszeichnung beneidet wurde.

„Warum schauen Sie so verdrießlich drein, junger Dachs?"

Kurt blickte den Frager offen an und sagte dann leise, so daß die Anderen ihn nicht verstehen konnten: „Es will gar nicht so recht gehen mit der Praxis, Herr Justizrath; und dann habe ich heute auch noch speziellen Kummer gehabt. Bekomme da so ein Lumpenmandat von einem Hutmacher über drei Mark, eine Kaufklage gegen einen Bauunternehmer Hastenberg; und selbst diesen Prozeß habe ich Unglückswurm heute verloren.“

„Hat wohl eingewendet, nicht er habe gekauft und bestellt, sondern sein Bruder für ihn?"

„Woher wissen Sie?"

„Na, die Brüder kennen wir doch!"

„Ja, der Bruder, der Besteller des Hutes, wurde heute als Zeuge vernommen und sagte aus, der Beklagte sei mittellos, er sei mit ihm in den Laden des Klägers gegangen, um ihm einen Hut zu kaufen, habe den Hut auch ausgedreht, wie eine Rechnung bekommen und geglaubt, die Sache sei längst erledigt, zumal er, was er allerbing's nicht beschwören könne, seinem Bruder längst die drei Mark gegeben habe, um den Hut zu bezahlen. Er wolle gern ein Uebriqes thun und noch einmal die drei Mark opfern. Aber mein Klient bekam natürlich die ganzen Kosten, die über zwanzig Mark betragen.“

„Wie kann man sich Das so zu Herzen nehmen! Mag doch der Kläger die Augen aufmachen, sehen, mit wem er zu thun hat, und Sie besser informieren! Natürlich: nachher sind immer die Anwälte schuld, während wir wieder sagen: In Sachen so und so theile ich Ihnen mit, daß Sie den Prozeß verloren haben; dagegen kann ich Ihnen in Sachen so und so die erfreuliche Nachricht geben, daß ich den Prozeß gewonnen habe. Die reine Knochelei. Aber nun kommen Sie mal mit in die Strafkammer, ich habe da heute eine interessante Sache: den Förster aus Reinskendorf. Sie haben wohl davon in unserem Wuchtblatt gelesen? Die Sache hat ja Aufsehen gemacht.“

„Natürlich; der Mann ist seit drei Monaten in Untersuchungshaft, nicht wahr? Was halten Sie denn von der Sache?"

Der Justizrath schob mit einer eleganten Bewegung den weiten Ärmel seiner Robe zurück und erwiderte: „Vor dem Schourgericht wäre die Sache totsicher; vor der Strafkammer ist sie zweifelhaft.“ Beide betraten nun den geräumigen Sitzungssaal und Ruet, den die Sache und die Person interessirten, setzte sich bescheiden auf eine der hinteren Bänke, die für die Zeugen bestimmt sind.

S kaum hatte sich der Justizrath nach Begrüßung der fünf Richter und des Staatsanwalts gesetzt, so wurde der Angeklagte von einem Gefängnißdiener hereingeführt. Er gab, als die Zeugen aufgerufen und wieder hinausgeschickt waren, auf die Frage des Vorsitzenden, ob er sich zur Sache auslassen wolle, ein festes Ja zur Antwort und erzählte dann den Vorgang genau so, wie ers in Rurts Sprechzimmer gethan hatte.

„Sie sollen nun aber zu der Frau des Adam in unerlaubte Beziehungen getreten sein“, warf der Vorsitzende ein.

„Wer will Das behaupten?“ entgegnete der Angeklagte.

„Na, wir werden ja sehen,“ sagte der Vorsitzende. „Da ist zum Beispiel Ihre Magd, die Borowka, die ausgesagt hat, daß Sie sich nachmittags häufig mit Ihrer Wirthschafterin eingeschlossen haben. Da könnte man doch auf die Idee kommen, daß Ihnen der Ehemann im Wege gestanden hat. Was dachten Sie denn eigentlich dabei, als Sie Ihr Gewehr auf den Adam anlegten, und wohin zielten Sie?“

„Herr Präsident“, sagte der Förster, indem er seinen Bart strich, „dreizehn große Steine habe ich aufgesammelt! Einer davon hat meinen Arm getroffen. Einen Schreckschuß hatte ich schon abgegeben, die Aechte weigerten sich, ihn zu entfernen; was sollte ich machen? Da schoß ich eben.“

Der Präsident blätterte in den Akten und sagte: „Sie mußten sich doch sagen, daß der Schuß fehlgehen und der Adam totgeschossen werden konnte.“

„Herr Präsident, ich bin ein guter Schütze; auf fünfzehn Meter Entfernung — ich hielt auf das linke Bein — war ich meiner Sache sicher.“

Die Zeugenvernehmung bestätigte durchweg die Richtigkeit der Angaben des Angeklagten. Da trat plötzlich ein Herr aus dem Zuschauerraum hervor und bat, ihn doch als Zeugen zu vernehmen. Er sei der Pastor der Gemeinde; und da er fest von der Schuld des Angeklagten überzeugt sei, so habe er selbst nachgeforscht und leider erst gestern abends Wichtiges erfahren. Der Gerichtshof beschloß auf den Antrag des Staatsanwalts, den Zeugen sofort zu vernehmen, der nun mit großer Umständlichkeit zunächst von dem unchristlichen Lebenswandel des Försters und dann davon erzählte, daß ihn zwei Knaben, Krüger und Hof, gestern beim Konfirmandenunterricht erzählt hätten, sie hätten gesehen, wie der Förster auf den Adam, der auf dem Geländer der Veranda saß, zugegangen sei und ihn mit einem Dirschfänger auf den Kopf geschlagen habe. Sofort beantragte der Staatsanwalt Vertagung der Sache und Ladung dieser Knaben als Zeugen. Der Justizrath Barthold schloß sich dem Antrag an, fügte aber noch hinzu: „Die Herren Sachverständigen haben uns gesagt, der Tod sei in Folge einer Blutvergiftung eingetreten und diese könne eben so gut eine Folge der Fallwunde wie der Schußwunde gewesen sein. Da dieses Gutachten schon vorher feststand, so hat offenbar aus diesem Grunde der Herr Staatsanwalt die Anklage nur wegen Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeugs erhoben und die

Sache ist vor die Strafkammer gekommen. Wenn nun aber die Fallwunde am Kopf eine Schlagwunde gewesen sein soll, so würde doch wohl der Tod als Folge der vom Angeklagten zugefügten Verletzungen anzunehmen sein und die Sache gehörte vor das Schwurgericht. Ich beantrage also, da die Sache nun doch verurteilt werden muß, sie dem zuständigen Schwurgericht zu überweisen“.

Der Staatsanwalt stimmte zu, das Gericht beschloß Dem gemäß und Kurt verließ den Sitzungssaal an der Seite des Justizraths, der sich behaglich die Hände rieb und sagte: „Dank dem Pastor Sauerkopf! Unser Mann ist geborgen.“



Etwa vier Wochen später wurde vor dem Schwurgericht verhandelt. Kurt war wieder Zuhörer. Wie gern wäre er an der Stelle des Kollegen Barthold gewesen! Wenn auch der Vorsitzende ziemlich barsch gegen den Angeklagten war, so fühlte man doch aus der ganzen Haltung der Geschworenen und hörte aus ihren interessirten Fragen, wie günstig die Sache des Angeklagten stand, der in seiner neuen grünen Uniform, die breite Schnalle des allgemeinen Ehrenzeichens auf der Brust, in seiner festen und bestimmten Haltung einen vorzüglichen Eindruck machte. Kurt interessirte hauptsächlich die Vernehmung der Wirthschafterin Bertha Adam, die schluchzend bekundete, ihr Mann sei ein Säufer gewesen, der sie schrecklich mißhandelt habe, so daß sie einmal dadurch im Walde ohnmächtig geworden sei und eine Fehlgeburt gehabt habe. Der Herr Förster sei immer sehr gut zu ihr gewesen, so daß sie sich dort, trotz der vielen Arbeit, wie im Paradies gefühlt habe. Wichtig sei, daß er ihr eine Uhr und ein Kleid geschenkt habe. Aber geschlechtlich habe sie nie mit ihm verkehrt. Davon habe sie, wie sie treuherzig versicherte, in ihrer Ehe mit Adam gerade genug gehabt. Auch habe, fügte sie auf Befragen des Staatsanwaltes hinzu, der Herr Förster bei den häufigen Besuchen und dem Skandaliren ihres Mannes im Forsthaus niemals geäußert: Den schicke ich doch noch mal tot. Der Borowska, die früher allein mit dem Förster gewirthschaftet habe, sei sie natürlich im Wege gewesen, zumal sie an der Arbeit der Borowska Vieles auszuführen gehabt habe.

Das Zeugniß der beiden Knaben erwies sich als ganz unzuverlässig. Sie hätten freilich dem Herrn Pastor, weil sie wußten, daß ihm viel an der Sache liege, mitgetheilt, daß sie gesehen hätten, wie der Förster auf die Veranda getreten sei und nach dem auf dem Geländer hockenden Adam mit einem Hirschfänger geschlagen habe. Thatsächlich aber hatten sie nur gesehen, wie sie auf des Justizraths eindringliche Fragen zugeben mußten, daß der Adam plötzlich heruntergefallen sei. Einer von ihnen habe auch Etwas bliken gesehen; und da hätten sie sich zusammengereimt, daß wohl der Förster mit seinem Hirschfänger nach Adam geschlagen haben müsse. Als später dann im Dorf erzählt worden sei, der Adam habe auch eine Kopfwunde gehabt, hätten sie ihre Vermuthung dem Herrn Pastor als bestimmte Thatsache vorgetragen. Die beiden sachverständigen Aerzte bekundeten, Adam habe eine Schußwunde am linken Schienbein und eine Wunde am Hinterkopf gehabt. Die könne aber eben so gut durch einen Fall wie durch einen Schlag mit einem stumpfen Instrument entstanden sein. Beide Wunden hätten gezeitert, da Blutvergiftung hinzugesetreten sei; an der sei der Patient gestorben. Die Sektion habe keinen Aufschluß darüber ergeben, ob

in Folge der Schußwunde ober der Kopfwunde. Die Verunreinigung des Blutes, die durch eindringende Koffen entstehe, könne sowohl bei der Kopfwunde als bei der Schußwunde stattgefunden haben.

Der Staatsanwalt erklärte, daß er nach diesen Aussagen die Behauptung fallen lassen müsse, daß der Tod des Adam durch die Handlung des Angeklagten verursacht sei. Es könne so, aber auch anders sein. Auch wolle er trotz dem schlechten Vernehmungsgenuß, das der Herr Pastor dem Angeklagten gegeben habe, davon Abstand nehmen, den Angeklagten des Totschlages zu beschuldigen. Er habe deshalb nur die Frage nach Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeuges gestellt und beantrage, die Geschworenen möchten ohne Zubilligung mildernder Umstände im vollen Umfang das Schuldig aussprechen. Der Vertheidiger führte dagegen aus, daß wohl kein Fall je so geeignet gewesen sei, dem Urtheil von Männern aus dem Volk vorgelegt zu werden, wie gerade dieser. Die hohe Intelligenz der Herren Geschworenen werde am Besten beurtheilen können, ob der Angeklagte die Art der Vertheidigung gewählt habe, die erforderlich war, um den rechtswidrigen Angriff des Adam abzuwenden. Wenn Dieser sich auch geblüht habe, um neue Steine aufzunehmen, so sei doch der Angriff noch nicht beendet gewesen. Kein Mensch könne vom Angeklagten fordern, er hätte warten sollen, bis Adam wieder neue Steine aufgenommen hatte, zumal der Angeklagte, wenn er dann geschossen hätte, viel eher in die Gefahr gekommen wäre, den Adam tödlich zu treffen. Die Geschworenen verneinten nach kurzer Berathung die Schuldfrage und der Gerichtshof sprach den Angeklagten frei, der sofort aus der Haft entlassen wurde und sich mit einem kräftigen Händedruck von seinem Vertheidiger verabschiedete.

* * *

Etwa ein Jahr später, an einem herrlichen Spätsommertage, machte Kurt mit einem Freunde einen Spaziergang durch den reitendorfer Forst. Er war recht verstimmt; da seine Praxis absolut nicht floriren wollte, hatte er sich entschließen müssen, den einst so ersehnten Beruf aufzugeben, und war als Magistrate-assessor mit einem Monatsgehalt von zweihundertvierzig Mark beschäftigt. Plötzlich stand der Förster vor ihm; strengend von Gesundheit und seelenvergnügt lachte er Kurt an: „Gut, Herr Doktor, daß ich Sie mal treffe! Ich wollte mich schon immer bei Ihnen bedanken.“

„Bei mir?“ fragte Kurt verwundert.

„Ja, bei Ihnen,“ sagte der Förster ruhig. „Für den Herrn Justizrath habe ich ja meine beiden besten Kühe verkaufen müssen.“

„Sie haben wohl die Frau Adam geheirathet?“ fragte Kurt.

„Mit ihren vier Kindern? Ree! So dumme bin ich denn doch nicht; aber sie führt die Wirthschaft bei mir und wir befinden uns Beide wohl dabei. Aber bei Ihnen wollte ich mich immer schon bedanken; denn wenn Sie nicht gewesen wären und mich Aug gemacht hätten; was wäre dann wohl aus mir und meiner Sache geworden? . . . Wollen Sie heute mit mir essen?“

Kurt dankte und ging in trübem Sinne nach Hause.



Hanau & Terlinden.

Als im Lenz des vorigen Jahres der wirtschaftliche Aufschwung sein Ende erreicht hatte und nur noch die rücksichtslose Gewinnsucht der Einzelnen im Verein mit der Dummheit der Massen die hohen Kurse zu halten vermochte, da waren es namentlich rheinische Blätter und rheinische Spekulanten, die den Orgien im Mammonstempel ihre Unterstützung liehen. Das war ja überhaupt für die entschwundene Periode charakteristisch: mehr als alle Mühe, womit eifrige Bankiers die Kundschaft zu weizen suchten, übten die Berichte ihre Wirkung, die nach Auskünften rheinischer Industriellen über die Lage der Industrie in die Öffentlichkeit lancirt wurden. Bis zu einem gewissen Grade ist dieses Verhältnis typisch. Der Industrielle, der, in seinen Sonderinteressen befangen, das ihm gebührende, verhältnißmäßig kleine Stückchen Weltwirtschaft mit großer, aber gegen alle anderen Interessen blinder Hingabe bestellt, ist ein schlechter Beurtheiler von Fluth und Ebbe im Wirtschaftsleben. Er bemerkt das Nahen der Hochkonjunktur erst, wenn auch in seine Kassen die Goldströme sich ergießen; und der Abfluß der Gewässer wird ihm erst sichtbar, wenn seine Maschinenfälle verödet sind. Auch diesmal vermochten die meisten rheinischen Industriellen nicht rechtzeitig den Umschwung der Verhältnisse zu erkennen. Denn für sie blieb eben doch schließlich die eigene Fabrik der höchste und einzige Maßstab. Und sie hatten noch zu thun, um die Fülle der Aufträge zu erledigen. Aber sie sahen nicht, daß die Maschinen, die sie den Fabriken aller Branchen lieferten, nie in Bewegung kommen würden, weil auf dem Markt, wo die Produkte dieser Maschinen feilgeboten wurden, die Verkäufer in eiliger Hast sich drängten. Diesen optimistischen Industriellen wird erst jetzt der Ernst der Situation klar.

Doch unter die große Zahl der Optimisten mischte sich ein kleines, aber gefährliches Häuflein bewusster Spekulanten, das die allgemeine Stimmung zu nutzen verstand. Diesen Industriellen war der Betrieb der eigenen oder die Aufsichtsrathstellung in irgend einer fremden Fabrik nichts weiter als ein Mittel zu dem Zweck, die Kurse an der Börse zu bestimmen. Sie spielten überall und in allen Werthen. Wenn in den Aufsichtsrathstellungen ihrer Gesellschaften der ehrliche Direktor den Aufsichtsrath scheinlich bat, ihm die Mittel zum Ankauf weiterer Hoheisenvorräthe zu gewähren, und dieser Direktor auf die steigende Bewegung der Eisenbörsen verwies, so wußte jener Herr Aufsichtsrath ganz genau, daß gerade seine spekulativen Käufe von Hoheisen in Glasgow zu einer Preissteigerung des Hoheisenmaterials beigetragen hatten. Konnten der Atticukurs nicht mehr steigen und gewannen die Einsichtigen, die eine wirtschaftliche Umkehr befürchteten für Stunden die Oberhand: stugs wurden für irgend ein Rohmetall nach irgend einer Weltbörse spekulative Aufträge erteilt und die gefoppte Masse nahm den geschickten Haisenen zu den höchsten Kursen die Waare ab.

Einer, der es in dieser Weise besonders arg trieb, war Herr Leo Hanau aus Nächstheim an der Ruhr. Der Vater hatte dort ein Bankgeschäft, das er zu einigem Ansehen gebracht hatte. Herr Leo Hanau galt immer als Spekulant großen Stiles; und als die ruhige, gleichmäßige Aufwärtsbewegung der Kurse während der soliden, guten Zeit den sprunghaften Steigerungen der letzten Jahre gewichen war, hörte man die Blätter oft von den Käufen eines bekannten rheinischen Spe-

kulanten berichten. Die Leute in der Welt draußen, die Das lasen, hatten die Vorstellung, daß am Rhein da ein Mann seine geschäftliche Thätigkeit ausübe, der Tag und Nacht rechne und der schließlich als das Fazit schwieriger Kombinationen seine Aufträge an die Börse schicke. Gewiß ein Nothhülfs oder Panzerbüchse im Kleinen —: so ungefähr mochten sich die Massen ihn vorstellen. In Wirklichkeit aber sah die Sache ganz anders aus. Herr Hanau hielt sich fast ausschließlich in Berlins Mauer auf. An jedem Börsentag sah man die maßige Gestalt mit dem brutalen dicken Kopf, von einer Schaar empörter Schmeichler umgeben, Cour halten. Wer die Thätigkeit des Mannes aufmerksam verfolgte, konnte kaum noch im Zweifel sein, daß es sich bei Hanau um keine soliden Berechnungen, sondern um eine wüste Spielerei handle, die nur mit strapelloser Gewalt durchzuführen ist. Wo irgend ein Kurs ins Wanken zu gerathen drohte, dahin wurde ein Heer von Maklern entsandt, die mit dem ganzen Aufwand ihrer Zungenkraft die Kurse wieder in die Höhe zu brüllen hatten. Der Spekulant arbeitete mit einem unglaublichen Terrorismus. Den meisten Börsenleuten wurde vor seinem Wüthen angst und bang; sie ahnten, die Affaire könne nicht gut enden. Aber was halfs? Sie mußten sich der Macht dieses Mannes beugen. Alle Mittel raffinirter Börsentechnik brachte er in Anwendung, um die Kurse zu halten und zu steigern. Bald kaufte er zu wahrenwunderlichen Preisen Dividendenscheine, bald ging er große Prämienengagements ein. Kurz: er beherrschte die Börse unumschränkt. Jedem, der die die günstigen Zukunftsprognosen, die Hanau stellte, irgend anzuzweifeln wagte, lachte er höhnlisch ins Gesicht und trieb — als Antwort — die Kurse um so höher. Damals wurde der Mann auf ein riesiges Vermögen taxirt. Seinen Nachbarn in Mühlheim, so weit sie sich weder durch den Glanz des Goldes blenden noch über dessen Herkunft täuschen ließen, war der Mann nicht eben sympathisch. Herr Hanau selbst mochte Das fühlen: ihm wars in der kleinen Stadt nicht mehr recht behaglich. Auch war er inzwischen zum Vorsitzenden des Aufsichtsrathes einer stolzen Bank avancirt, denn das väterliche Geschäft hatte sich geräuschvoll in die Rheinische Bank umgewandelt. Was sollte er also noch in Mühlheim? ... Nun konnte er dreist mit fremder Leute Geld spielen; und er hielt es unter solchen Umständen wohl für standesgemäß, in Berlin sich einen Palast zu bauen. Es gab kein Prunkgebäude in Berlin, auf das er damals nicht reflektirt hätte. Schließlich bezahlte er den Ehrgeiz, das Haus eines der Handelsgesellschaft sehr bekannten Bankdirektors dicht am Thiergarten zu besitzen, mit einer ungeheuren Kaufsumme. Das bedeutete den Höhepunkt von Hanaus Glück und Macht. Die Verhältnisse erwiesen sich schließlich doch noch mächtiger als sein brutaler Wille: die Kurse waren trotz allen seinen Machinationen nicht mehr zu halten. Und eines nicht allzu schönen Tages hieß es, Herr Hanau befände sich in Schwierigkeiten und die Banken seien zusammengetreten, um ihm seine großen Engagements abzunehmen, damit eine Deroute des Marktes verhütet werde. Herr Leo schämte vor Wuth, daß die Kunde von seiner Ohnmacht den Weg in die Presse gefunden hatte, und drohte mit Beleidigungsklagen; aber es blieb bei Drohungen. Inzwischen erfolgte die Katastrophe bei Damenbaum und Herr Hanau war ein toter Mann. Die Erinnerung an ihn ist erst jetzt, durch den Zusammenbruch der Rheinischen Bank, wieder geweckt worden. Es hat sich herausgestellt, daß dieses Institut von ihm vollkommen abhängig war; doch möchte man wohl verhüten,

daß die Einzelheiten seiner inneren Verhältnisse bekannt werden. Man hat den Konfus dadurch vermieden, daß man eine neue Sanirungstransaktion in Szene gesetzt hat, und dadurch verhindert, daß Konfusverwalter und Staatsanwalt bis in die innersten Winkel jenes Baues hineintasteten; aber man darf auch so sagen, daß mit der Rheinischen Bank ein Institut verschwindet, das nie erstste wirtschaftliche Arbeit geleistet hat und stets nur die Dienerin unberechenbarer Spielverlust war.

Aber während die Rheinische Bank in den Strom des Vergessens nieder-taucht, macht im Rheinland schon wieder ein zweiter Fall von sich reden: der Fall Terlingen. Hier handelt es sich um keinen Spieler, sondern um einen von jenen Leuten, die Werth darauf zu legen pflegten, unter die Zahl der „produktiven“ Männer gerechnet zu werden. Gerhart Terlingen war ein angesehenes Fabrikant, dessen weitverzweigtes Geschäft in höchster Blüthe zu stehen schien, und nun entpuppt sich dieser Mann als einen frechen Fälscher, der wundervoll verstanden hat, die ersten Banken und Bankhäuser über seinen wahren Charakter zu täuschen. Ueber die Motive seines Verhaltens ist, während ich schreibe, noch wenig bekannt. Seine Fabrik hat allem Anschein nach niemals mit Gewinn gearbeitet. Seit Jahren sind die Bilanzen dreist gefälscht worden. Was trieb ihn dazu? Etwas Großmannsjucht? Oder waren seine Betrügereien nur die Folge fehlergeschlagener Kalkulationen? Wir wissen es nicht. Aber der Fall ist von großer Bedeutung, weil riesige Summen von Wechseln in der weiten Welt herum-schwimmen, weil schon heute ein erstes Irsfelder Haus in Zahlungsschwierigkeiten gerathen ist und der ganze Chor unserer Großbanken direkt oder indirekt in Mit-leidenenschaft gezogen wird. Schon hat die der Deutschen Bank sehr nahestehende Hannoversche Bank, ein Institut von Klang und Rang, erklären müssen, daß durch die Verluste bei Terlingen ihre Dividende geschmälert wird. Aber die wesentliche Bedeutung der Affaire Terlingen liegt auf psychologischem Gebiet. Die Rolle, die die Banken und Bankiers in der Sache gespielt haben, kennen wir jetzt; aber man feint in vielen Gemüthern unwillkürlich die Furcht auf, die in der hangen Frage ihren Ausdruck findet: Wie viele Terlingens mag es wohl noch geben? Diese Frage ist für das rheinische Industriegebiet von besonderer Wichtigkeit. Denn mit den Fallissements ist es wie mit der Pest: in dünn bevölkerter Gegend verliert sie an Schwere, aber in so dicht bevölkerten Gegenden, wie das Rheinland eine ist, greift diese industrielle Pest mit erschreckender Eile um sich, weil ein Geschäft dort in das andere greift, weil es eben ein Centrum der sich zusammendrängenden deutschen Geschäftsthätigkeit ist. Wegen dieser Gefahr sind die Terlingens noch mehr als die Hanau's zu fürchten. Große Spieler sind zu kontrolliren; man kennt ihre Zahl und kann, wenn die bekannten Namen von der Bildfläche verschwunden sind, beruhigt sein. Die Zahl der Schwindler aber ist nicht auszurechnen; denn Die treiben ihr sauberes Handwerk im Stillen. Deshalb wird der Fall Terlingen ein Meinetzel für unsere Finanzwelt sein; er wird leider nicht vereinzelt bleiben: Duzende ähnlicher Fälle werden ihm folgen. Hanau und Terlingen zeigen aber von Neuem, in wie geringem Maße an jedem wirtschaftlichen Aufschwung der kapitalistischen Welt die wirklich echte Größe theilhaftig ist. Ein Viertel davon ist Solidität, drei Viertel aber sind: Spiel und Schwindel.

Plutus.